



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 12 December 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, December 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 12

Köln, 15. Dezember 1960 · 13. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E

Foto: Jack Metzger



Friede auf Erden

Von Conrad Ferdinand Meyer

Da die Hirten ihre Herde
ließen und des Engels Worte
trugen durch die niedre Pforte
zu der Mutter und dem Kind,
fuhr das himmlische Gesind
fort, im Sternenraum zu singen,
fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friede! auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten,
o wie viele blut'ge Taten
hat der Streit auf wildem Pferde,
der geharnischte vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
sang der Chor der Geister zagend,
dringlich flehend, leis verklagend:
„Friede, Friede . . . auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
daß der Schwache nicht zum Raube
jeder frechen Mordgebärde
werde fallen allezeit.

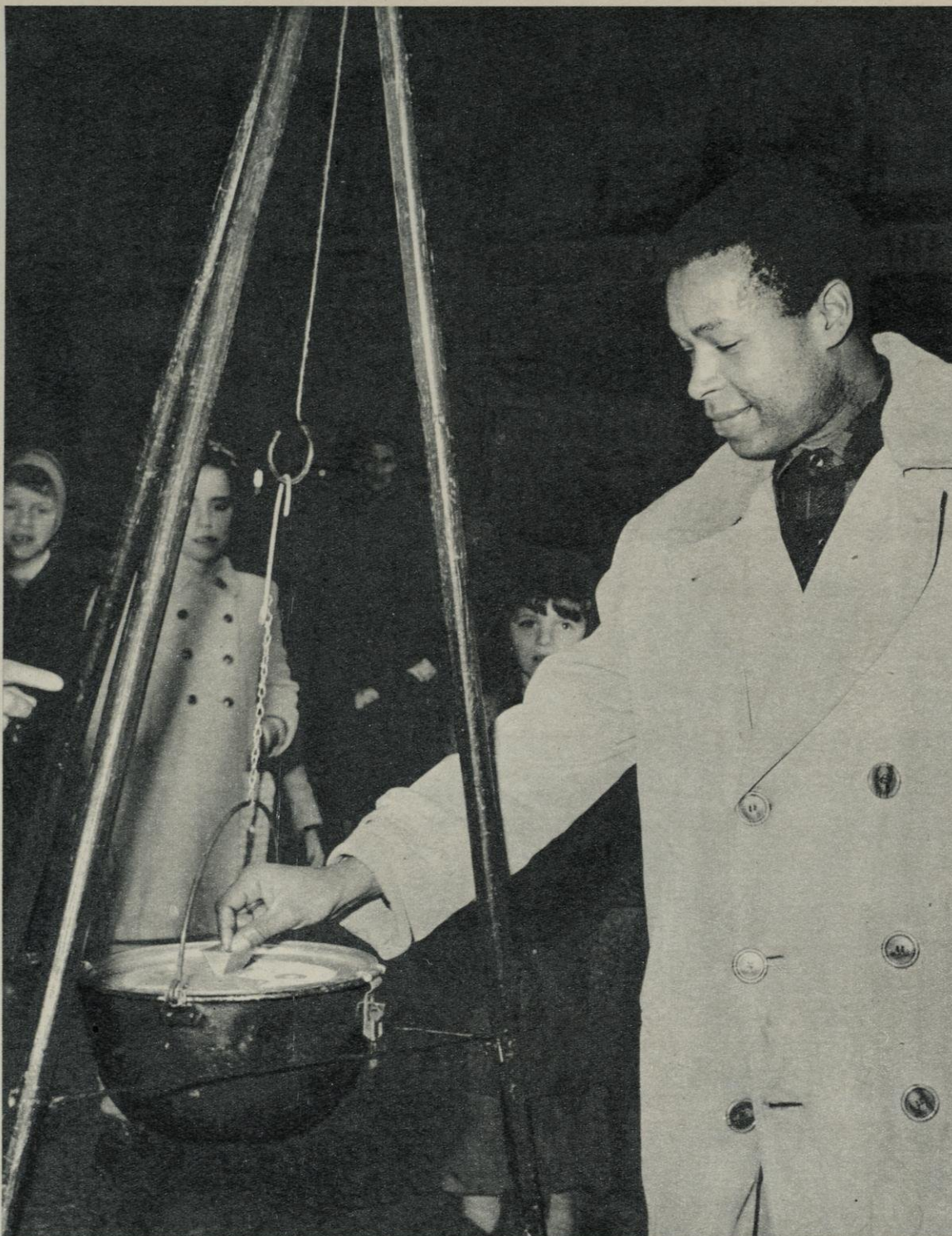
Etwas wie Gerechtigkeit
webt und wirkt in Mord und Grauen,
und ein Reich will sich erbauen,
daß den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht.

Und ein königlich Geschlecht
wird erblühen mit starken Söhnen
dessen helle Tuben dröhnen:

„Friede, Friede! auf der Erde!“

Foto: B. E. Lindroos



Vom Schenken

Comet Foto

Meine alten Kleider habe ich durchgesehen. Aus dem dunklen kann ich mir noch eine Schürze machen, aber das grüne ist für mich nicht mehr zu gebrauchen. Das schenk' ich dem armen Lenchen.

Schenk' ich? -

Lore hat mir damals ein Buch gebracht. Da muß ich ihr doch etwas schenken!

Schenken „müssen“?

Die Schuhe hast du dir gekauft? Die möchte ich nicht geschenkt haben!

... möchte ich nicht geschenkt haben?

Traurig doch, daß so ein Satz bei uns Redensart werden konnte! Wir haben wohl ganz vergessen, daß Schenken nicht heißt: geben, weil ich's nicht brauchen will, Schenken nicht heißt: materiell gleichgewichtiger Austausch mit freundlicher Geste, nicht heißen will: erniedrigen, nicht heißen will: fordern . . . Wohl gibt es ein Schenken, das wie die Gaben früher Menschen an den Altären

ihrer Götter ein Opfer sein will, weil Dankbarkeit im menschlichen Gerechtigkeitsempfinden die Forderung des Wiedergabens bewirkt: eine dunkle Sehnsucht nach Ordnung, nach Gleichheit.

Es gibt ein Schenken, in dem der Mensch durch ein sinnlich Wahrnehmbares seine Gefühle äußert, um nicht von ihnen erdrückt zu werden, dies Schenken sucht Kostbarkeiten, um zu geben.

Es gibt ein Schenken, das ruht im „Du“; das hat das eigene Selbst vergessen, weil es nach dem anderen fragt, nach seiner Not, nach seinem Wunsch. Dies Schenken ist selten. Wo es lebt, da ist es sehr einfach und wie von selbst. Ihm ist nichts zu kostbar - und nichts zu gering. Mütter wissen so zu schenken, und manchmal Freunde.

Jedes Schenken braucht ein Nehmen. Manches sogenannte Schenken kann flacher, nutzloser, zerreißen sein als das gierigste Nehmen. Nehmen kann schwer sein, wenn das eigene Selbst sich sträubt mit seinem Stolz; sehr schwer - aber es gibt auch ein Nehmen, das wirklich seliger ist als Geben.

Andrea Schmidt

Bethlehem heute →



Neues Jahr und neue Aufgaben

Von Edmund Duda

Das Jahr 1960 war für die Bundesrepublik kein Jahr von großen politischen Entscheidungen. Die Innen- und Außenpolitik ist nach wie vor aus ihrer Erstarrung nicht herausgekommen. Um so mehr konzentrierte sich unsere Aufmerksamkeit auf einige jugendsozialpolitische Probleme.

Zunächst konnte die Gewerkschaftsjugend nach fast zwölfjährigem Bemühen einen nicht unbeachtlichen Erfolg verbuchen. Am 1. Oktober 1960 trat das neue Jugendarbeitsschutzgesetz in Kraft. Obwohl das Gesetz nicht in allen Punkten unseren Vorstellungen entspricht, sind wir jedoch nicht bereit, es von den verschiedensten Interessenverbänden und Richtungen wieder durchlöchern zu lassen.

Denjenigen, die nicht an die Gesundheit unserer Jugend und unseres Volkes, sondern nur an ihren Profit denken, ist die durch das Gesetz erzielte kürzere Arbeitszeit ein Dorn im Auge. Lauter als je zuvor rufen sie nach einer Verlängerung der Lehrzeit. Diesen Bestrebungen treten wir ganz entschieden entgegen. Soweit sie sich überhaupt bemühen, Gründe anzugeben, sind diese allzu fadenscheinig.

Die nicht mehr hinwegzudiskutierende Einführung des 9. und 10. Schuljahres wird eine Erhöhung des Berufseintrittsalters zur Folge haben, die es müßig erscheinen läßt, jetzt noch über Lehrzeitverlängerungen zu reden. In Anbetracht der Technisierung und Automatisierung in Industrie und Beruf sind wir der Ansicht, daß die herkömmliche Berufsausbildung ernsthaft überprüft werden muß. Dabei wird man feststellen, daß trotz kürzerer Arbeitszeit die Lehrzeit nicht verlängert werden muß, sondern verkürzt werden kann.

Im Augenblick verdient die Reform des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes (RJWG) aus dem Jahre 1922 unsere kritische Aufmerksamkeit. Der Bundesjugendausschuß stellte fest, daß von dem vor Jahren groß angekündigten Jugendhilfegesetz nur noch der Entwurf einer Novelle zur Novelle des RJWG übriggeblieben ist. Diese Novelle enthält kaum, mehr als eine überspannte Subsidiarität, die die Träger der freien Jugendarbeit vor unlösbare Aufgaben stellen würde. Schon bei der Vorlage der Entwürfe zum Jugendhilfegesetz war das einer der kritischsten Punkte. Selbst Vertreter der konfessionellen Jugendarbeit sehen sich durch eine so ausgelegte Subsidiarität überfordert. Wir werden uns daher fragen müssen, welche tiefen und taktischen Überlegungen das zuständige Bundesministerium veranlaßt haben, den Entwurf einer Novelle vorzulegen, in der fast nichts anderes enthalten ist, als die von allen Interessierten kritisierte Form der Subsidiarität. Mit einer solchen Novellierung des einst von aller Welt als fortschrittlich anerkannten RJWG würden wir statt nach vorn rückwärts schreiten.

Die auch vom Bundestag geforderte Regelung der Berufsausbildungsbeihilfen ist in der Regierungsnovelle überhaupt

nicht berücksichtigt worden. Eine wesentliche Voraussetzung um gleiche Startchancen für den bildungsmäßigen Aufstieg zu schaffen, ist nicht mehr vorgesehen. Um so mehr muß es unsere Aufgabe sein, eine umfassende und einheitliche gesetzliche Regelung der Berufsausbildungsbeihilfen zu fordern.

Es hat den Anschein, als wenn der Nationalsozialismus hinsichtlich der Erziehung unserer Jugend noch immer in einigen Köpfen ewig Gestirger unbewältigt geblieben ist. Wie anders soll man es sich sonst erklären, daß der Vorschlag wieder auftaucht, die Mädchen erneut zum Pflichtjahr einzuziehen. Wir lehnen aus verfassungsrechtlichen und menschlich-sozialen Bedenken eine solche „Pflichtübung“ ganz entschieden ab. Derartige Bestrebungen stehen in krassem Widerspruch zu den Artikeln 2 und 12 des Grundgesetzes, wonach jeder das Recht hat auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit und das Recht, seinen Beruf, Arbeitsplatz und seine Ausbildungsstelle frei zu wählen.

Die Aktion „Wir helfen“, die mit auf Anregung der Gewerkschaftsjugend vom Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes beschlossen wurde, dient in erster Linie dem Aufbau und der Unterstützung von starken Gewerkschaften in den selbständig gewordenen Ländern. Gerade die Gewerkschaftsjugend hat schon durch einige Erfolge ausgezeichnete Beispiele für gewerkschaftliche Solidarität gegeben. Leider wurden aber noch nicht alle Möglichkeiten ausgenutzt. Die Aktion läuft noch bis Januar, so daß wir alle noch Gelegenheit haben, uns mit ganzer Kraft für einen vollen Erfolg der Aktion einzusetzen.

Zu oft wird übersehen, daß neben der materiellen Hilfe auch menschliches Verständnis erforderlich ist. Für die Gewerkschaftsjugend ergeben sich ganz reale Möglichkeiten, wenn wir bedenken, wieviel ausländische Praktikanten und Volontäre in den Betrieben tätig sind. Diese heranwachsende Führungsschicht der neuen Nationen in unsere Jugendgruppen als Partner aufzunehmen und ihnen den Weg in die Familien und andere Gemeinschaften zu ebnen, würde die materielle Hilfe der gewerkschaftlichen Aktion „Wir helfen“ sinnvoll ergänzen.

Wir sind als Gewerkschaftsjugend eine politische Jugend, was uns gleichermaßen berechtigt und verpflichtet, zu politischen Fragen Stellung zu beziehen; die Gewerkschaft ist aber keine politische Ersatzpartei, sondern Schutzgemeinschaft der Lebensinteressen der Arbeitnehmerschaft. Das sollten wir bei allen unseren Aktionen auch im kommenden Jahr berücksichtigen, ohne daß wir dabei dort schweigen, wo wir als Gewerkschaftsjugend zur Stellungnahme verpflichtet sind.



Lieber Helmut Dreßler!

Anders als vor 50 Jahren sind 50 Jahre heutzutage kein Alter mehr. Es gibt dafür manchen Beweis; einer davon bist Du. Ich kenne Dein Rezept: Humor, von dem Börne sagte, daß er eine Gabe des Herzens sei. Aber ich glaube: auch der Umgang mit den schönen Dingen unseres Daseins erhält jung. Dein täglicher Umgang mit Büchern und Menschen, die dem Buch dienen und die es lieben, diese ununterbrochene „Gymnastik des Geistes“ gab Dir eine Elastizität, mit der Du die Sorgen glatt durch die Wand katapultieren kannst, und er schenkte Dir die Gelassenheit, um nicht zu zucken, wenn die Wand zu dick ist. Sorgen? Wie sollten sie bei einer so großen Familie wie der Deinen ausbleiben! Wenn Du Dich auch nicht um die leibliche Nahrung Deiner 300000 Freunde zu sorgen brauchst, um ihre geistige bist Du ständig besorgt, und das ist keine leichte Sache. Aber schön ist diese Aufgabe, sie erfüllt, wenn man sie erfüllt. Muß ich hier sagen, daß Du sie erfüllst? Diese Bestätigung gibt Dir die Büchergilde selbst!

Weißt Du noch . . . , nein, keine Erinnerungen heute; die spare ich mir für den Brief zum 80. auf. Nur eines: Vor wenigen Monaten wurde die Büchergilde 36 Jahre alt. Als Du 14 warst, hat sie Dein Vater, damals Vorsitzender des Bildungsverbandes der deutschen Buchdrucker, gegründet. 1924 hast Du noch nicht daran gedacht, daß Du einmal an die Stelle Deines Vaters treten würdest. Aber verbunden bist Du der Büchergilde von Jungensbeinen an. Und wenn Du in diesen Tagen – an Deinem Geburtstag werden Dir die Gratulanten keine Zeit dazu lassen – zurückschaust, dann werden nicht nur die Jahre seit 1946, in denen Du die Büchergilde geleitet hast, lebendig, sondern Dein ganzes bewußtes Leben wird es, das Du mit und für die Büchergilde gelebt hast.

Wenn ich, und mit mir alle Freunde der Büchergilde, Dir heute Glück und Gesundheit wünsche, dann nicht, weil das in einem Geburtstagsbrief so üblich ist (wir halten es mit Dir und wir halten deshalb nichts von konventionellen Höflichkeiten). Glück und Gesundheit wünschen wir Dir, weil wir Dir zugetan sind, und weil wir uns die Büchergilde glücklich und gesund wünschen, und – ohne Dich können wir sie uns nicht vorstellen. Das Schicksal der Büchergilde wissen wir bei Dir in den besten Händen.

Dein Werner Hansen

Hein Hansen - 65 Jahre

Hein Hansen, der Vorsitzende der IG Druck und Papier, man will es bei seiner Aktivität kaum glauben, wurde 65 Jahre. Wie die meisten alten Gewerkschafter schloß er sich schon sehr früh der Bewegung an, um sich in vielen Funktionen zu bewähren. So war es nicht weiter verwunderlich, daß er 1952 Vorsitzender der IG Druck und Papier wurde. Hein Hansen hat sich nicht nur in seinen Funktionen bewährt, sondern hielt auch dem Druck der Nazis stand, die ihn wegen seiner illegalen Tätigkeit für vier bittere Jahre ins Zuchthaus sandten. Zerschlagen konnten sie den aufrechten Mann nicht. Zu unserem Glück, denn die Jugend hat in ihm einen guten Freund, der er mit Rat und Tat zur Seite steht. „aufwärts“ wünscht Hein Hansen noch lange Jahre Gesundheit und Kraft für seine schöne und schwere Arbeit.

Berufung in den Deutschen Presserat

Auf Vorschlag der Arbeitsgemeinschaft der Journalistenorganisationen wurde Dr. Walter Fabian, Chefredakteur der Gewerkschaftlichen Monatshefte und Vorsitzender der Deutschen Journalisten-Union in der IG Druck und Papier, in den Deutschen Presserat berufen. Damit geht eine alte Forderung des DGB in Erfüllung, der seit langem gewünscht hatte, daß neben dem bisher einzigen Vertreter der gewerkschaftlich organisierten Journalisten, Fritz Sänger, ein zweiter Redakteur aus unseren Reihen zur Mitarbeit im Deutschen Presserat berufen werde. DGB und IG Druck und Papier hatten für diese Funktion Dr. Walter Fabian vorgeschlagen, der den durch Rücktritt von Dr. Rudolf Pechel freigewordenen Sitz übernimmt.

Ein optimistischer Kultusminister

In der Landesbibliothek Stuttgart, die der Aufsicht des Kultusministers untersteht, wird nationalsozialistische Kriegs- und Propagandaliteratur an Jugendliche ausgeliehen. Leihberechtigt in dieser Bibliothek ist jeder Jugendliche ab dem 16. Lebensjahr. Diese Bücher sind übelstes Machwerk des nationalsozialistischen Propagandaministeriums und dokumentieren eindeutig geschichtliche Fälschungen.

Die Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten wies auf diese Gefährdung von Jugendlichen durch staatliche Bibliotheken hin, und zwei Abgeordnete im Landtag von Baden-Württemberg stellten daraufhin eine Anfrage, was der Kultusminister dagegen zu tun gedenke.

Kultusminister Dr. Gerhard Storz antwortete am 9. November 1960 und bestreitet das Vorhandensein dieser Literatur nicht. Er meint unter anderem, daß Bücher der zitierten Art auf einen einigermaßen erzogener Jugendlichen keinen Einfluß hätten. Da von Verbänden die neuen Machwerke des Pabel-Verlages aufs schärfste bekämpft werden, weil diese den Krieg verherrlichen und für Jugendliche gefährdend sind, so dürften zweifellos direkte Schriften der Nationalsozialisten noch gefährlicher sein. Gerade diese verherrlichen den Krieg in einer barbarischen Weise. Hinzu kommt noch, daß der Innenminister von Baden-Württemberg, Dr. Filbinger, auf eine CDU-Anfrage erklärte, daß ein Großteil der Verbände sich zu wenig um die jugendgefährdende Literatur kümmere. Er werde einen hauptamtlichen Mann einstellen, der jugendgefährdendes Schrifttum überprüfe. Diese Erklärung des Innenministers kam vier Tage vor der Antwort des Kultusministers. Sie widersprechen sich eindeutig. Es ist zu empfehlen, wenn der Innenminister einen hauptamtlichen Mann einstellt, daß dieser zuerst in den staatlichen Bibliotheken des Herrn Kultusministers Untersuchungen anstellt.

Dieter Schmidt

Liebe Freunde vom „aufwärts“

Zu Ihrem Artikel „Die Bundeswehr und der Krieg im Groschenheft“ kann ich als ehemaliger Wehrpflichtgdiener Ihnen gern meine Beobachtungen auf diesem Gebiete mitteilen. Zunächst die von Ihnen genannten Bücher, soweit sie nicht Groschenhefte sind, stehen zum größten Teil in den neu errichteten Truppenbüchereien als geistige Nahrung der Staatsbürger in Uniform.

In meinem Standort war ein Zivilangestellter als Buchhüter beschäftigt. Seine Befähigung dazu hatte er sich wahrscheinlich während seiner über zwölfjährigen Zugehörigkeit zur Wehrmacht angeeignet. Er empfahl den neu ankommenden Soldaten jene Kategorie von Büchern. Er schwärmte von den „Rudel“-Büchern mit der Bemerkung: Wer die reine Wahrheit über die Ereignisse vor und in dem zweiten Weltkrieg wissen möchte, müsse diese Berichte gelesen haben.

Nach unserer Bemerkung über den augenblicklichen politischen Standpunkt des Herrn Rudel entgegnete er: Wir seien ja völlig fehlgeleitet worden. Diese Bemerkungen des Zivilangestellten sollte man nicht überschätzen, denn der ihm zur Seite gestellte Fahnenjunker begrüßte unsere Skepsis. Was aber noch bemerkenswerter ist, ist die Tatsache, daß derartige Bücher überhaupt in den Truppenbüchereien Aufnahme gefunden haben. Es legt darüber Zeugnis ab, wessen geistiges Kind die verantwortlichen Herren sind.

Rudi Gutte

z. Z. Studierender an der Textil- und Ingenieurschule Neumünster

Drohbriefe... Drohbriefe... Drohbriefe...

Und wieder müssen wir vom Krieg im Groschenheft reden. In der Novemberausgabe des „Aufwärts“ fragte Cato nach der Einstellung der Bundeswehr zu den von der Bundesprüfstelle indizierten Heften und Büchern. Genau zur gleichen Zeit, als die Novemberausgabe in Druck ging, fand – am 4. November – in der Bundesprüfstelle eine der turbulentesten Sitzungen statt, die man dort je erlebt hat. Zum gleichen Zeitpunkt wurden mir in Bremen zum erstenmal bestürzende Reaktionen auf die Bemühungen gegen die kriegsverherrlichenden Schriften bekannt: Die Senatorin für Jugend und Wohlfahrt, Annemarie Mevissen, gab mir Einblick in eine umfangreiche Mappe mit Briefen, die sie aus allen Teilen der Bundesrepublik bekommen hat. Schmähungen, Drohungen zumeist. Gegen die wüstesten Schreiber hat Frau Mevissen Strafanträge gestellt.

Bei der Bundesprüfstelle in Bonn ging es am 4. November um ein Buch, dessen Inhalt der die Indizierung beantragenden Bremer Jugendbehörde ebenso kriegsverherrlichend und damit jugendgefährdend erschien wie die Groschenhefte. Es heißt: „Ein sonderlicher Haufen“ und erzählt die Geschichte des SS-Strafbataillons 500. „Abschlachten!“ heißt die Parole. Es ist von Männern die Rede, „die sich wie Kinder zu Weihnachten darüber freuen, endlich Waffen in die Hand zu bekommen“. Himmler wird freundlich „Reichsheini“ genannt.

Als der Syndikus des Godesberger Rings, einer Verlegervereinigung, zu der auch der Verleger des „Sonderlichen Haufens“, Kurt Vohwinkel, gehört, während der Verhandlung am 4. November erklärte, Himmler habe auf ihn wie ein Dorfschullehrer gewirkt, legte ein Vertreter der Lehrerverbände geharnischten Protest ein. Verleger Vohwinkel erklärte, ihm komme es nur darauf an, den Schrecken des Krieges zu zeigen. Obwohl Geschäftsführer Möbius den Bremer Antrag vor der Presse eine „Vergewaltigung der Wahrheit“ nannte und der Syndikus der Verlegervereinigung das Buch als wertvoll bezeichnete, verkündigte der Leiter der Bundesprüfstelle, Dr. Schilling, nach zweistündiger Sitzung den Beschluß: Dem Bremer Antrag wurde stattgegeben. Der „Sonderliche Haufen“ befindet sich damit auf der Liste der jugendgefährdenden Schriften. Als „Walhalla – Vergötzung und Todes-Pathos“ hatte der Vertreter der Volksbüchereien bezeichnet, was der Verleger mit „Männlichkeit“ und „Verantwortungsbewußtsein“ zu rechtfertigen versuchte.

Wird die Bremer Jugendbehörde nun eine neue Akte „Schmäh- und Drohbriefe in Sachen Kriegsliteratur“ anlegen müssen? Die vorhandene Korrespondenzmappe ist bereits so dick, daß man zu ihrem Studium mehrere Stunden Zeit braucht. „Sie sollten sich schämen!“ das war der Inhalt des Briefes, mit dem es nach der Indizierung des Buches „Trotzdem“ von Rudel begonnen hatte. Zuvor hatte eine rechtsradikale Druckschrift die Senatorin wegen ihres Antrags öffentlich heftig angegriffen und ihre Leser aufgefordert, Proteste loszuschicken.

Und sie schickten! Eine Flut brach los. Viele Äußerungen sind nicht wiederzugeben, sie strotzen von gemeinen Beleidigungen. „An den Senator für Unkultur und Bolschewismus“ und „Pfui über soviel Würdelosigkeit!“ sind in dieser Kategorie noch zahme Formulierungen. Pöbeleien wie: „Wer solche Schriften verbietet, ist es wert, selbst auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden“, wirken fast harmlos, verglichen mit unerträglichen Phrasen, von denen es in den meisten Briefen wimmelt.

Ein Volk müsse „geballter Zukunftswille“ sein, schreibt einer aus Starnberg. Ein Student aus Kiel: „Mit dem Verbot solcher Bücher wird die Front derer verstärkt, die seit dem 8. Mai 1945 jedes Soldatsein und jedes Anknüpfen an militärische Tradition bekämpfen. Diese sind aber 1960 unbedingte Voraussetzung für die Stärkung westdeutschen Verteidigungswillens.“ Ein Mann aus Idar-Oberstein spricht von der „Sorge ums gesamte Volkstum, um förderliche Ausrichtung der Jugend, um völkische Grunderfordernisse, die nicht nur für uns Deutsche, sondern auch für die Andersvölkischen gelten“. Herr G. aus Kassel unterzeichnet seinen „vehementen Protest“ mit „Deutschem Gruß“. Aus Westfalen kommt die Frage: „Was wird aus einer Jugend, der man den Begriff Heldentum nimmt, den hohen Lebensidealismus, das hohe Lebensideal, das stolze Bewußtsein, Deutscher zu sein“.

Die „Arbeitsgemeinschaft für preußisch-deutsche Soldatentradition“ erklärt: „Jedes Land würde sich so was energisch verbieten. Nur in der komischen Bundesrepublik ist so was möglich. Es stinkt zum Himmel.“ Im „Namen seiner Kameraden“ unterzeichnet ein „Kreisführer“ mit dem Rudel-Titel: „Trotzdem“. Ein Bayer versichert, er sei auch gegen den Krieg, „nur müßte der Lebensraum der Völker von Zeit zu Zeit neu aufgeteilt werden“.

Endlos ließen sich diese Zitate fortsetzen. Die meisten Schreiber – ausgenommen jene, gegen die Strafantrag gestellt wurde – haben inzwischen eine Antwort aus Bremen bekommen. Darin begründet die Senatorin, warum sie, der Bremer Arbeitskreis und viele verantwortungsbewußt denkende Organisationen, Gruppen und Einzelpersonen so entschieden nein zum Krieg im Groschenheft und in gewissen Büchern sagen: „Der Krieg wird in diesen Schriften losgelöst vom moralischen und gesellschaftlichen Hintergrund gezeigt. Die Folgen des Krieges werden verschwiegen. Einseitig aneinandergereihte soldatische Taten geben ein falsches Bild von der Wirklichkeit des Krieges, der nichts Großes ist und keine Bewährungsprobe, sondern eine unermeßliche Katastrophe.“

Das Motto der Kriegsschriften: „Der Soldat kann sich Nachdenken über Töten und Sterben nicht leisten“, sei im Kriege möglicherweise eine Hilfe gewesen, um das Furchtbare zu überstehen – so heißt es in dem Brief –, „aber mag auch im Krieg das zu viele Denken schaden, im Frieden wird das zu wenige Nachdenken zu einer ernsten Gefahr.“ Frau Mevissen spricht in ihrem Antwortbrief, der nun in allen Teilen der Bundesrepublik zu lesen ist, die Hoffnung aus, daß die Mehrzahl der Deutschen mithelfen wird, zu verhindern, daß junge Menschen in jener unseligen Gesinnung erzogen werden, die sich in den Zuschriften offenbart.

Etwa zur gleichen Zeit, als die Bundesprüfstelle gegen den „Sonderlichen Haufen“ entschied und ich die scheußlichen Phrasen und Drohungen in der Korrespondenzmappe studierte, wurde Wolfgang Jägers mutiger „Abend für junge Hörer“ über den Rundfunk gesendet. Da ging es auch um das Thema. Der Autor Ludwig Schubert läßt einen ehemaligen Soldaten sprechen: „Bei uns lagen wieder einige Kumpels auf der Wolldecke und sahen schmutziggrau und blutig aus. Und zu Hause gingen wieder einige Frauen mehr in Schwarz und wußten nicht, wie sie das ihren Kindern beibringen sollten, daß Vater niemals wiederkam. Aber wenn man heute liest, was manche Leute sich so zusammenschreiben, dann hat das alles gar keine Rolle gespielt. Wenn man uns jetzt noch erzählen will, daß der Krieg nicht nur in der Etappe eine prima Sache war, sondern auch draußen an der Front – mitten drin in Dreck, Blut, Läusen, Trommelfeuer, das gar nicht aufhören wollte, und wo der sinnlose Heldentod umging und die Verwundeten schrien – schlimmer schrien, als ein Tier schreien kann –, also wenn man uns heute weismachen will, daß das doch eigentlich eine großartige Zeit und ein großartiges Abenteuer war, dann setzt es bei mir aus. Das sind wir nämlich gar nicht, wir Landsler, die da als Helden beschrieben werden. Da wird noch einmal wieder mit uns Schindluder getrieben.“

Lilo Weinsheimer



Gewerkschaftsjugend gedachte der KZ-Opfer

Über 2000 junge Gewerkschafter nahmen am Totensonntag an einer eindrucksvollen KZ-Gedenkfeier in Bisingen bei Hohenzollern teil. In Bussen aus Stuttgart, Göppingen, Eßlingen, Tübingen, Reutlingen, Hechingen und Balingen wurde eine Stern-Gedenkfahrt zum Bisinger KZ-Friedhof durchgeführt.

Auf diesem Friedhof, der im Schatten der Hohenzollernburg liegt, sind über 1500 Opfer des Nazi-Regimes bestattet. Die Gewerkschaftsjugend hatte sich bei dem herbstlich kühlen Wetter des Totensonntags zu einer schlichten Feierstunde eingefunden.

Manfred Hackh, Stuttgart, hob unter anderem hervor: „Wir haben für unsere heutige Gedenkfeier absichtlich den Totensonntag und nicht den Volkstrauertag gewählt. Während am Volkstrauertag Militär und Traditionsverbände ihre Totenehrungen vornahmen und dies oftmals in einer Form gemacht wurde, daß man den Eindruck hatte, man wolle aus dem Volkstrauertag wieder einen ‚Heldengedenktag‘ machen, wollen wir in einer schlichten Feierstunde den hier und anderswo liegenden Toten versprechen: ‚Wir vergessen euch nicht!‘“

Umrahmt wurde diese eindrucksvolle Veranstaltung vom „Chor der schaffenden Jugend“, Stuttgart.

Mit der Gewerkschaftsjugend trauerten in dieser Feierstunde auch entsandte Delegationen der ehemaligen Lagergemeinschaften von Heuberg, Kuhberg und Welzheim.

Der IG-Metall-Bezirksleiter Willi Bleicher hielt die Gedenkrede. Bleicher würdigte die Haltung der Opfer, die im faschistischen Terror ihrer politischen Überzeugung, Religion oder Rasse wegen hingemordet wurden.

Die Zukunft liegt in unserer Hand, meinte er und führte dabei wörtlich aus: „... an euch ist's, unser Leid zum Glück zu wenden, wir spenden beides, Segen oder Fluch!“

Am Ehrenmal und auf den Gräbern legte die Gewerkschaftsjugend Blumen und Kränze nieder.

Dieter Schmidt

„Aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „Aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

derentwegen

Erzählung von Albert Maltz

Die Fennells paßten gut zueinander. Sie waren sieben Jahre verheiratet, und beide waren an diesem Abend voller innerer Spannungen. Sie fühlten große Zärtlichkeiten zueinander, sie waren erregt, und das Lachen kam Ihnen schnell. Tom war bei der Geburt ihres ersten Kindes nicht daheim gewesen; eine halbe Welt weit entfernt hatte er mit Erfrierungen an den Füßen und einer Brustwunde in einem Hospitalbett in Korea gelegen. Sie hatten sich gerade darüber unterhalten, hatten sich dabei an den Händen gefaßt und beide gefühlt, wie süß vergangenes Leid ihr jetziges Glück würzte.

Es war elf Uhr dreißig. Drei Stunden waren vergangen, seit Connie beim ersten Warnungssignal ihren Arzt angerufen hatte. Die meiste Zeit hatten sie lebhaft über alles Mögliche gesprochen. Ihre aufgeladenen Gefühle führten sie sprunghaft von sentimentaler Erinnerung zu der mehr praktischen Erwägung, daß noch ein Dutzend Windeln gekauft werden mußte, ehe das Baby aus der Klinik nach Hause kommen würde. „Ach, und ich habe ganz vergessen dir zu sagen“, sagte Connie, die in dem kleinen Wohnzimmer hin- und herging, „ich habe eine Liste gemacht, was du sonst noch erledigen mußt. Sie liegt auf dem Schreibtisch.“

Tom hatte sich auf dem Diwan ausgestreckt. „Okay, Chula“, sagte er und nickte, „wird gemacht.“ Chula, soviel wie „sehr Hübsche“, war das einzige spanische Wort, das er von seinem Aufenthalt in Texas im zweiten Weltkrieg behalten hatte. Er wandte es oft als Ausdruck seiner Zuneigung zu Connie an. Obgleich sie eine gut aussehende Frau von zweiunddreißig war, paßte „Chula“ eigentlich nicht recht auf sie, Hoch und üppig gewachsen, mit einem still lächelnden, pausbäckigen Gesicht, war sie für Tom schön anzusehen, aber wirklich hübsch war sie nicht.

„Du wirst hinter einigen meiner Klavierschüler etwas herrennen müssen“, fuhr sie fort. „Zwei von ihnen, die am Samstagmorgen kommen, haben kein Telefon. Ich habe dir ihre Adressen aufgeschrieben.“

Er lachte ein wenig. „Du mutest mir ja wirklich allerhand zu. Ich überlege mir langsam, ob das die ganze Sache wert ist.“

Connie unterbrach ihre Wanderung und blieb mit der schweren Reife ihres Leibes vor ihm stehen. Mit einem kleinen Lächeln des Triumphs sagte sie: „Wenn du denkst, du kannst es noch ungeschehen machen, dann bitte.“

Tom schnippte mit den Fingern, setzte sich auf und brach in ein dröhnendes Gelächter aus. „Ich merke gerade, daß ich den ganzen Abend versucht habe, dich zu behexen.“

„So?“

„Die ganze Zeit haben wir gesagt, wir wollten ein Mädchen haben. Ich bin ein verdammter Lügner – ich will gar keins. Ich will noch einen richtigen Ballspieler in der Familie haben. Für ein armes kleines altes Mädchen mit Bändern im Haare habe ich keine Verwendung.“

„So – hast du das nicht?“ antwortete sie amüsiert. „Nun, da es aber vielleicht doch ein Mädchen wird, fang lieber gleich an, sie lieb zu haben. Und bilde dir nicht ein, du könntest einen Mannskerkel aus ihr machen. Ich werde –“ Sie brach ab, wartete einen Augenblick und sah dann auf ihre Armbanduhr.

„War das eine?“ fragte er.

„Ja – sieben Minuten seit der letzten.“

„Sieben? Dann bist du aber nicht lange bei acht geblieben.“

„Ich bewege mich im Trab“, antwortete Connie mit einem zufriedenen Lächeln. „Du hast ja gehört, was Jake gesagt hat – ich bin zum Jungen kriegen gebaut.“

Tom stand auf und runzelte die Stirn. Obgleich er zwei Jahre jünger war als seine Frau, sah er mit dem frühen Grau in seinem Haar älter aus.

Er hatte ein gutmütiges Temperament, machte jedoch den Eindruck eines harten Mannes. Er hatte ungleichmäßige, wuchtige Gesichtszüge und war ungewöhnlich kräftig gebaut – fast zu breit für seine Mittelgröße, sehr stämmig und muskulös. Er sah wie ein Rauhbein aus und war genau das Gegenteil.

„Willst du nicht lieber wieder Jake anrufen?“ fragte er besorgt.

„Noch nicht.“

„Warum nicht? Du sagst doch, es sei ein ganz bestimmter Rhythmus – was warten wir dann noch?“

„Jake ist wie alle Ärzte. Erst muß ich ein paar richtige Wehen haben, ehe er glaubt, daß es Ernst ist. Bis jetzt habe ich nur diese lächerlichen Krämpfe im Rücken.“

Tom grinste sie an. „Woher weißt du denn dann, daß es nicht falscher Alarm ist?“

„Weil ich das fühle.“

„Kannst du das nicht Jake sagen?“

„Er hat nie selbst ein Kind bekommen, er würde meine Ansichten nicht für medizinisch wichtig halten.“

„Und die wären?“

„Genau was ich dir vorhin gesagt habe“, antwortete sie mit einem frohen Lächeln. „Das schwere Kuhgefühl, das ich die letzten zwei Monate gehabt habe, ist fort. Jetzt fühle ich mich so frei, als wenn ich fliegen könnte. Ich bin springlebendig. Ich glaube, so zeigt die Natur einer Frau an, daß ihre Zeit gekommen ist – manchen Frauen jedenfalls.“

Tom lachte. „Klingt wie Wuduzauber.“ Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände, küßte sie und sagte scherzend: „Ich glaube, ich gehe jetzt ins Bett. Das ist ja doch alles nur Angabe, um die Aufmerksamkeit auf dich zu ziehen.“

„Okay“, gab sie vergnügt zurück, „verschwinde. Aber wundere dich nicht, wenn ich dich um drei Uhr morgens wecke.“

„Na ja“, sagte er, „vielleicht ist es doch einfacher, ich bleibe gleich auf. Ich hole mir jetzt ein Bier und trinke auf dein mustergültiges Becken.“

„Es wird auch Zeit, Niemals würdigst du meinen Körperbau richtig.“

„So?“ fragte er und brach in Lachen aus.

„Und bring mir ein Glas Grapefruitsaft mit, ja?“ Während er in die Küche ging, dachte Tom bei sich, daß Connie heute abend tatsächlich etwas ganz Besonderes ausstrahlte. Es war ein Glanz in ihren dunklen Augen und eine Beschwingtheit in ihrem Lächeln, die auffallend waren. „Vielleicht“, sagte er sich, „passiert es tatsächlich heute nacht.“ Und bei dem Gedanken überfiel ihn die klassische Angst: daß ein

Unglück geschehen und er sie verlieren würde. Normalerweise war Tom ein optimistisch eingestellter Mensch, und diese Todesphantasie, die aus dem Nirgend kam, traf ihn unversehens. Ein paar Sekunden lang war er furchtbar erschrocken und fühlte eine schmerzhaft, unerträgliche Angst. Dann schüttelte er es ab, lachte innerlich über seine Dummheit und ging in das Wohnzimmer zurück. „Was ich sagen wollte – ich habe ganz vergessen, dir von Paulie zu erzählen. Als ich ihn heute morgen zu deiner Mutter brachte, habe ich zweifelt versucht, ihm zu erklären, was mit dir los sei. Er hat jetzt eine neue Idee: du hast einen Wassermelonenkern verschluckt, und der ist in deinem Inneren aufgegangen.“

„Was?“ schrie Connie, halb lachend, halb entsetzt. „Nach all meinen Erklärungsversuchen mit Bildern und allem?“

„Er hat deine Erklärungen nicht vergessen – aber er hat eben noch eine andere in einem Extrakammerlein. Er hat sie auch noch in eine große, fette Lüge eingewickelt – eine der Lehrerinnen im Kindergarten hat es ihm angeblich erzählt.“

Connie machte eine hilflose Gebärde. „Und was glaubt er, das ich aus dem Hospital mitbringe: ein Baby oder eine Wassermelone?“ „Ich weiß es wirklich nicht.“ Er legte sich bequem auf den Diwan zurück, zündete sich eine Zigarre an und nahm einen Schluck aus der Bierflasche. „Übrigens“, fuhr er mit leichtem Sarkasmus in der Stimme fort, „ich hatte eine kleine Auseinandersetzung mit dieser pensionierten Schullehrerin, mit der ich verwandt bin, mit dieser Leuchte der Episkopalkirche.“

„Das tut mir leid, Liebling. Worum ging es denn?“

„Warum ich nicht wieder zu den Abendkursen im College gehe? Wenn ich ausstudiert hätte, könnte ich es zu etwas bringen.“

„Ist es nicht ein Jammer?“ seufzte Connie. „Mutter ist eine so süße, intelligente Frau – aber seit jeher so ein Snob! Das Schlimmste dabei ist, daß sie kein Verständnis für dich aufbringt und nicht weiß, wie glücklich ich bin.“ Sie hielt inne, preßte die Hand gegen den Rücken und warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. „Wieder sieben Minuten.“

„Du willst immer noch nicht anrufen?“

„Sie sind noch zu leicht. Ich schätze gegen sechs Uhr früh – das heißt, wenn es schneller geht als bei Paulie.“

Tom setzte sich auf. „Sage mir eins“, fragte er leichthin. „Wünschst du dir nicht manchmal, ich hätte es auf dem College ausgehalten?“

Connie blieb stehen, sah ihn von der Seite an

und kam dann zu ihm und setzte sich auf sein Knie. „Würde ein akademischer Grad dir etwas bedeuten?“

„Nein. Der Grad nicht, die meisten Fächer nicht und überhaupt so gut wie nichts, was damit zu tun hat. Ich wollte mit dem Studium aufhören.“

„Warum glaubst du dann, daß es mir leid tut?“

„Ich wollte es nur wissen.“

Sie sagte ernst: „Tom, um Himmels willen, kennst du mich denn immer noch nicht? Mutter wollte immer hoch hinaus, aber ich doch nicht. Als es mit meiner Stimme nichts wurde und sie keine Marian Anderson als Tochter haben konnte, fing sie an davon zu träumen, daß ich mir einen berühmten Mann ergattern würde. Aber Liebling, du bist mir wichtig. Ich liebe dich und habe Achtung vor dir, also wozu die dummen Gedanken?“

Tom lachte etwas verlegen, drückte ihre Hand und sagte ernst: „Ich bin froh, Connie, denn ich bin nicht für einen geistigen Beruf geboren. Wenn ich einen schönen Bücherschrank fertig mache oder an einer Grammophontruhe baue, macht mir das genauso viel Spaß, wie wenn Vater mich als Kind auf einem Brett herumhobeln ließ.“

„Na also. Du tust es gern, und du verdienst dein Geld damit – was will ich noch mehr?“

„Und, weißt du, das Geschäft geht gut und wird größer“, sagte er mit plötzlicher Wärme. „Vaters ursprüngliche Idee, zu variieren, war goldrichtig. Unsere Standardsachen verkaufen sich weiter gut, für Hausreparaturen haben wir gerade einen neuen Mann engagiert, und meine Abteilung macht jedes Jahr mehr – du wirst schon sehen.“

„Ich bin ganz sicher“, sagte Connie und stand von seinem Knie auf. „Aber selbst wenn es nie besser ginge als jetzt, kommen wir doch gut aus, nicht wahr? Ich brauche keinen Nerz oder Cadillac, um glücklich zu sein. Du und Paulie, ihr seid für mich die Dinge, derentwegen sich die Erde dreht.“

„Nun ja“, sagte er offen, „vielleicht hat gerade darum deine Mutter mich heute morgen so hochgebracht. Wenn ich irgendso ein erfolgreicher Rechtsanwalt wäre, dann hätten wir einen Wagen, unser eigenes Haus, und du könntest aufhören zu –“

„Ach, hör doch bitte auf“, unterbrach sie ihn zärtlich. „Ich bin die zufriedene Frau eines kleinen Geschäftsmanns. Ich will dir eins sagen, Tom: es gibt nur eine Sache, die mich je unglücklich machen könnte.“

„Und was wäre das?“

Sie wandte sich zu ihm hin, lächelte leicht, aber ihre dunklen Augen blieben ernst. „Wenn du



sich die Erde dreht

Illustrationen: Joachim Braatz

so ein läufiger Bock wirst wie dein Vater und anfängst, hinter anderen Frauen herzulaufen." „Denkst du an so etwas?" fragte er verwundert.

„Manchmal. Nicht oft."

Er starrte sie mit so echtem Entsetzen an, daß Connie den Kopf zurückwarf und verlegen lachte. „Ich glaube, jeder trägt irgendso eine kleine Angst mit sich herum. Dies ist meine."

Tom schlang seine Arme um sie und sagte mit starkem Gefühl: „Chula, hör zu – du bist nicht deine Mutter, und ich bin nicht mein Alter. Als ich erst sechzehn war, war mir schon klar, wie Papa das ganze Familienleben kaputt machte. Und damals habe ich mir schon vorgenommen –"

„Die Natur ruft", unterbrach ihn Connie. Sie löste sich aus seiner Umarmung und sagte fröhlich über die Schulter: „Schade, daß ich dich unterbrechen muß. Ich höre so gerne, was du sagst."

Während Tom auf sie wartete, dachte er darüber nach, wie lange es doch dauerte, bis Mann und Frau sich wirklich und völlig verstanden. Er hatte gedacht, daß Connie schon längst gemerkt haben würde, wie unlösbar er an sie gebunden und wie glücklich er in der Ehe mit ihr war.

„Was ist?" rief er, und ging in den Flur. „Was hast du gesagt?"

Die Erregung in Connies Stimme war nicht zu verkennen. „Jetzt kannst du Jake anrufen und ihm sagen, er hat falsch geraten. Eben hatte ich eine richtige Wehe."

„Was du nicht sagst!" rief Tom aus. Mit beträchtlicher Eile wählte er die Nummer ihres Arztes. Als die ältliche, etwas verschlafene Stimme sich meldete, sagte er hastig: „Jake? Hier spricht Tom Fennell. Connie sagt, ich soll dir sagen, sie hätte eine richtige Wehe gehabt."

„Ja?" sagte die Stimme. „Frag sie einmal, wo."

Tom gab die Frage weiter, bekam die Antwort und sprach rasch ins Telefon: „Sie sagt, es war tief unten, vorne – die richtige Sache."

„Fein. Dann fängt es wohl an."

„Jake, die Pausen sind jetzt nur noch sieben Minuten. Wird es nicht Zeit, daß sie ins Hospital kommt?"

„Ja, es scheint bald loszugehen. Fahrt los, und ich treffe euch dort. Und hör zu, Tom –"

„Ja?"

„Sei so gut, und dreh nicht gänzlich durch. Es ist nicht gut für Connie. Alles ist in bester Ordnung. Das Baby ist in der richtigen Lage, der Kopf ist ins Becken eingetreten. Also entspanne dich und hilf ihr, sich entspannen, ja?"

„Ja natürlich, ich bin gar nicht nervös."

Am anderen Ende erklang ein kurzes Lachen.

„Okay. Wir sehen uns in etwa einer Stunde."

„Connie", rief Tom, „Jake sagt, alles ist in bester Ordnung, und wir sollen gehen. Ich rufe Walt an."

„Nicht so stürmisch, du weckst ja die ganze Nachbarschaft auf", bemerkte Connie, als sie wieder ins Wohnzimmer kam. „Kein Grund zur Eile."

Tom wählte, trat unruhig von einem Fuß auf den anderen, bis sich jemand meldete und wußte gar nicht, wie laut er sprach: „He, Walt, hier ist Tom. Das Baby kommt. Zeit, daß wir gehen."

„Bravo, ausgezeichnet", antwortete der Freund.

„In einer Viertelstunde bin ich bei euch."

„Geht es nicht eher?"

„Mensch, du hast seit zehn Uhr nicht mehr angerufen. Da bin ich eben ins Bett gegangen. Ich muß mich erst anziehen."

„Mach schnell, ja?"

Tom hängte an und sagte aufgeregt: „Ist dein Koffer fertig?"

„Alles gepackt."

„Was machen wir jetzt?"

Connie brach in Lachen aus. „Ich werde dir genau sagen, was wir machen: ich gehe weiter auf und ab und fühle mich gut dabei. Und du machst dich verrückt. Geh und hol dir noch ein Bier."

Tom nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände, küßte sie und sagte: „Du bist großartig, Chula." „Als ich Hilfsschwester war, im Kriege, habe ich es immer beobachtet", sagte Connie amüsiert. „Die Männer waren immer nervöser als die Frauen – selbst wenn der Papa Arzt war. Ich glaube, was die Frau ruhiger macht, ist, daß sie weiß, sie hat etwas zu tun."

„Chula, was meinte Jake, als er mir sagte, der Kopf des Babys sei ins Becken eingetreten?"

„Das bedeutet, daß das Baby so weit heruntergerutscht ist, daß sein Kopf jetzt zwischen meinen Beckenknochen liegt – hier. Das ist die richtige Lage für die Geburt. Liebling, es ist so eine warme Nacht – wollen wir nicht hinuntergehen und draußen auf Walt warten?"

„Ja, fein."

Als Tom ins Schlafzimmer ging, um ihren Mantel und Koffer zu holen, hatte Connie ihren eigenen Angstmoment, den ersten an diesem Abend. Nicht für sich selbst und – das wußte sie – ganz grundlos; aber sie sah plötzlich ihren kleinen Bruder vor sich mit seiner ent-

es geht noch stundenlang so weiter." Sie traten auf die stille Straße, und Connie zog tief den Atem ein und rief: „Ist die Nacht nicht herrlich? Es ist wie auf dem Lande, ich wohne so gern hier draußen."

Der Frühlingsmond stand hoch, voll und klar am Himmel, die Nacht war sehr still, und es schien mehr wie eine Dorfstraße als ein Teil der Capitolstadt Washington. Sie wohnten in einer neuen Vorstadt mit bescheidenen Zweifamilienheimen und kleinen Appartementshäusern und einer Fülle von alten Eichen und grünen Rasenflächen. Zu dieser Stunde waren die meisten Leute schon im Bett, die Vorderfenster waren dunkel, und der Mond überschwebte unbehindert von Hochhäusern, ihre Straßenseite mit einem sauberen, blau-weißen Licht.

„Laß uns die Straße hinuntergehen und sehen, ob wir unseren Freund entdecken können", sagte Connie. Sie meinte einen alten Kater, der in der Nachbarschaft herumstrome und jede Nacht in demselben Baum Asyl suchte. „Wir können den Koffer hier lassen."

„Willst du deinen Mantel anziehen?"

„Mir ist nicht kalt." Sie lachte, als er ihren Arm nahm. „Aber nachher im Kreissaal werde ich mächtig schwitzen, soviel weiß ich schon."

„Weißt du, Chula, irgendwie ist es nicht richtig, daß die Männer bei dieser Geburtsgeschichte nicht dabei sind. Ich finde, ein Ehemann sollte

verfilzten Fell und großen, unheildrohenden Augen. Er beobachtete sie, ohne sich von seinem Schlupfwinkel in einer Astgabel zu rühren.

„Da siehst du", sagte Connie, „wie scheußlich ein Mann wird, wenn er allein lebt, ohne daß eine Frau –"

Abrupt griff ihre Hand Toms Arm mit einer Kraft, die ihn erschreckte. Ihr Körper war steif geworden, ihre Kinnbacken zusammengepreßt, daß ihre Augäpfel unnatürlich im Mondschein glänzten. Er fühlte sich bei ihrem Anblick bis ins Mark erschrocken. „Connie, Darling", rief er hilflos, aber es kam keine Antwort. Sie stand unbeweglich. Dann, nachdem eine halbe Minute vergangen war, löste sich ihre Erstarrung in einem tiefen Seufzer auf. „Laß uns auf die Uhr sehen", sagte sie mit einem matten Lächeln. Sie nahm ein Taschentuch aus ihrer Tasche und begann, sich Gesicht und Hals abzuwischen.

Einen Augenblick lang brachte es Tom nicht fertig, sein Feuerzeug zum Brennen zu bringen. Dann platzte er heraus: „Zwölf Uhr vierundzwanzig. Mein Gott, Connie, sind das die richtigen Schmerzen?"

„Ja, Liebling, das war es", antwortete sie lächelnd. „Das war eine Prachtswehe. Die kleine



stellenden Hasenscharte. „O Gott, laß es nicht entstellen sein, ich möchte sie vollkommen haben", flüsterte sie in ihrem Inneren. Dann drehte sie die Lampe am Diwan aus und sagte zu Tom: „Stell die Sachen hin und leg deine Arme um mich und gib mir einen Kuß." Sie umarmten sich, und die Dunkelheit des Zimmers schien sie enger in eine zärtliche Intimität von Liebe und Sorge einzuhüllen und Tom flüsterte: „Connie, Darling, du zitterst ja. Hast du Angst?"

„Ach woher. Aber ich bin sehr erregt, mein Körper braucht Betätigung." Sie küßte seine Lippen und sein Gesicht, dann sagte sie: „Laß uns gehen."

„Waren es sieben Minuten das letztmal?" fragte er, als sie die Treppen hinuntergingen. Connie lachte. „Ich bewege mich immer noch im Trab. Wir sind jetzt schon auf sechs herunter."

Sein Gesicht furchte sich. „Wenn dieser Walt nicht pünktlich ist, breche ich ihm das Genick."

„Er wird schon kommen, Walt ist verlässlich. Fang nicht an, dir Sorgen zu machen, Liebling,

so sehr daran beteiligt sein, wie irgend möglich."

„Keine schlechte Idee; aber ich bin sicher, jeder Arzt würde nein sagen. Sie wollen alles unter Kontrolle haben und würden sich bedanken, wenn irgendwelche wilde Pferde dazwischen herumrennen."

„Würdest du es lieber haben, wenn ich bei dir wäre?"

„Ich glaube ja. Zu Anfang jedenfalls. Später wüßte ich nichts mehr davon, daß du da bist."

„Wie meinst du das?" fragte er interessiert. Sie lachte. „Liebling, wenn eine Frau beim Gebären ist, dann ist ihr ganzes Sein so auf ihre eigenen Gefühle konzentriert – und auf den ungeheuren schöpferischen Akt, einen Berg aus ihrem Inneren auszustoßen –, daß sie nicht wüßte, ob sie allein ist oder im Yankee Stadion mit hunderttausend Zuschauern um sich herum. Es wäre ihr auch ganz gleichgültig – da ist er ja, der häßliche alte Junggeselle!"

Tom lachte. „Er hat dich gehört. Und deine Bemerkung hat ihm auch nicht gefallen."

Der Kater war ein riesiges, wild aussehendes Vieh mit einem schmutzigen, struppigen, grau-

Dame scheint es eilig zu haben. Wir sind bei fünf Minuten Pause angekommen."

„Was?" fragte er entsetzt. Und dann mit Angst und Wut: „Wo bleibt dieser Walt? Trinkt er vielleicht irgendwo ein Bier?"

„Also jetzt beruhige dich, Liebling. Ich bekam Paulie schneller als die meisten Frauen ihr erstes Baby, aber ich erinnere mich sehr gut, daß es erst vier Stunden nach der ersten anständigen Wehe war."

„Schön und gut", murmelte er, „aber es wäre mir wohler, wenn du mit deinem fabelhaften Becken im Hospital wärest."

„Laß uns zurückgehen. Ich möchte meinen Mantel anziehen."

„Herrgott, ich werde Jake meine Meinung sagen", fuhr er ärgerlich fort. „Er sollte etwas mehr Rücksicht darauf nehmen, was eine Frau fühlt."

Connie brach in Gelächter aus. Sie beugte sich herüber, um seine Wange zu küssen, und sagte: „So wie du, was?"



„Ich bin kein Doktor. Aber er muß doch seine Erfahrungen mit anderen Frauen wie du gemacht haben.“

Sie warteten noch ein paar Minuten schweigend, und dann rief Tom aus: „Da ist er, ich kenne seinen Motor.“ Er drückte ihre Hand und lachte sie erlöst an. Im nächsten Augenblick kam ein kanariengelber Buick um die Ecke und fuhr auf sie zu.

„Walt“, schrie Tom und nahm den Koffer auf, „steig nicht aus, wir haben keine Zeit.“

„Okay, schieb das hier herein“, antwortete ihr Freund und öffnete die Vordertür. Sein Name war Walter Wilson, und von Beruf war er Chemiker und war bei der Regierung angestellt. Er war ein kleiner, schlanker Mann mit einem scharfgeschnittenen, knochigen Gesicht und einem schlaun Lächeln, das ständig um seine Mundwinkel zuckte. Er und Tom waren seit ihrer Schulzeit dicke Freunde. „Wie fühlst du dich, Connie?“ rief er und stellte den Koffer auf den Vordersitz. Und dann in seiner typischen Art: „Was glaubst du, werden wir nächstes Jahr eine Depression haben?“

Tom öffnete die hintere Wagentür und Connie stieg lachend ein. „Ich fühle mich sehr gut, aber ich gebe heute abend keine Zeitungsinterviews.“

„Wie ist es mit einer unverbindlichen Stellungnahme?“

Connie antwortete nicht. Im Begriff, sich niederzusetzen, griff sie plötzlich mit beiden Händen die vordere Sitzlehne.

„Was ist?“ rief Tom hinter ihr, und dann begriff er. Er stieg schnell ein, legte stützend einen Arm um sie und nahm ihre Hand in seine. Er konnte den heißen Schweiß auf ihrer Hand fühlen und die Starrheit ihres Körpers und stöhnte innerlich vor Mitgefühl und Hilfslosigkeit. Dann kam ein tiefer Seufzer von Connie, ihr Leib entspannte sich und er half ihr in den Sitz zurück. „Fahr los“, drängte er Walt. „Und fahr behutsam, ja?“

Connies Kopf lag auf dem Rückpolster und ihre Augen waren geschlossen. Leise fragte sie: „Hast du auf die Uhr gesehen?“

„Verflücht, nein!“ Schnell griff er nach seinem Feuerzeug.

„Von dem Augenblick, wo die vorige aufgehört hat bis zum Anfang von dieser“, fügte sie hinzu. Sie begann, ihr Gesicht abzuwischen.

Er sah auf das Zifferblatt. „Ich bin nicht ganz sicher, aber ich glaube, es waren wieder fünf Minuten. Vielleicht eine Kleinigkeit darunter.“

Sie machte die Augen auf und lächelte ihn an.

„Fein.“ Dann nahm sie seine Hand in ihre beiden. „Tom, Liebling“, flüsterte sie. „Du machst viel zu viel daraus. Es war eine ausgewachsene Wehe, ja, aber es ist nicht so schlimm, wie es für dich aussieht. Ich kann es aushalten – mir passiert nichts.“

„Nun, ja“, sagte er und versuchte, sorglos zu klingen, „ich bin eben unerfahren. Mach dir nichts daraus, wenn ich die Fassung etwas verliere.“

„Ach, Liebling, du siehst aus, als wenn du auf Nägeln säßest. Ich bin nur eine einzelne Frau, die ein Kind kriegt.“ Sie fing an zu lachen. „Das geht doch nun schon eine ganze Weile so mit einer Menge Frauen.“

„Ich liebe dich so“, murmelte er, „einfach so, wie du es gar nicht wissen kannst.“

„Doch, ich weiß es“, flüsterte sie, „und das macht es alles so schön und erregend, selbst wenn ich Schmerzen dabei habe.“

„He, fahre ich gut so?“ rief Walt.

„Wunderbar“, sagte Connie. „Nur nicht plötzlich stoppen, wenn es geht.“

„Schon gut. Also diese Sache mit der Depression ist von größter Wichtigkeit, nicht nur für mich, sondern für die große Masse der amerikanischen Bevölkerung. Ich hätte wirklich gerne deine Meinung.“

„Hör dir das an“, rief Connie vergnügt, „er denkt, ich brauche Ablenkung.“

„Vielleicht nicht? Es ist das erstmal in meinem Leben, daß ich eine Dame in deiner Verfassung befördere; ich weiß nicht so Bescheid. In diesem Falle will ich Tom etwas fragen, was mich, offen gestanden, noch mehr interessiert.“

„Was ist das?“

„Es ist dir doch klar, daß ich dir im Augenblick einen großen Dienst erweise, nicht wahr? Du weißt, daß du sonst eine Stunde lang auf ein Taxi hättest warten müssen, nicht?“

„Nagele mich nicht schon vorher fest. Was willst du?“

„Wie wäre es, wenn du diesen Wagen für elfhundert Dollar kaufen würdest – günstige Zahlungsbedingungen –, keine Verzugszinsen, nur tausend auf den Tisch.“

Tom lachte. „Er ist sechs Jahre alt“, erklärte er Connie, „und die Althändler verkaufen sie für einen Pappenstiel. Ein schöner Freund!“

„Weiß ich“, sagte Walt. „Die Sache ist nur die, daß ich für tausend einen Prachtsjaguar bekommen kann, der erst achtzigtausend drauf hat – deshalb brauche ich eben die Tausend. Also was ist – bist du mein Freund oder bist du nicht mein Freund?“

„Als wir zusammen zur Schule gingen, versuchte er mir immer kaputte Gummiringe und undichte Füllfederhalter anzudrehen“, sagte Tom. „Je älter er wird, desto unverschämter seine Schwindelgeschäfte.“

„Oh!“ stöhnte Connie und beugte sich vornüber.

Tom mußte sich zwingen, auf die Uhr zu sehen. Einen Augenblick wollte er seinen Augen nicht trauen; dann verwandelte sich sein Zweifel in Bestürzung.

Connie saß aufrecht. Sie keuchte etwas und ihre Lider lagen halb über ihren dunklen Augen.

„Jesus Christus“, platzte er heraus. „Das waren nur drei Minuten!“

Ihre Augen öffneten sich weit. „Bist du sicher?“

„Ja!“

„Mir kam es auch kürzer vor“, murmelte sie. Und dann mit wildem Entsetzen: „Guter Gott, ich werde doch nicht eins von diesen Taxi-Babys kriegen?“

„Hältst du es aus, wenn wir etwas schneller fahren?“

„Ich glaube auch, es ist besser.“

„Walt –“

„Schon gut, ich habe gehört“, sagte der Freund, während er schon auf das Gaspedal trat. Sie waren noch in der Außenstadt und er drückte den Tachometer auf achtzig hinauf. „Connie, kann man irgendwie feststellen, wie lange du noch Zeit hast?“

„Ich kann dir mehr darüber sagen, wenn ich die nächste habe.“ Sie saß angespannt und wartete.

„Was sollen wir machen – ich meine –, das Hospital ist auf der anderen Seite der Stadt. Wir brauchen noch fünfundzwanzig Minuten bis eine halbe Stunde.“

„Vielleicht kannst du einen Motorradpolizisten erwischen“, sagte Tom aufgeregt. „Wenn der vor uns herfährt, sind wir doppelt so schnell da.“

„Ich halte die Augen offen.“

Tom drehte sich zu Connie, nackte Angst in den Augen. „Was tun wir wirklich, wenn wir nicht rechtzeitig hinkommen?“

Einen Augenblick lang antwortete Connie nicht. Sie hatte dermaßen das Gleichgewicht verloren, daß sie nicht mehr denken konnte. Es war zu furchtbar, um es zu glauben – daß es vielleicht ohne Hilfe geschehen mußte. Aber es schien jetzt durchaus möglich, und das war ganz entsetzlich. Ohne sich ihrer Worte recht bewußt zu werden, beantwortete sie plötzlich seine Frage mit der unverblühten Erklärung. „Dann lassen wir einfach der Natur ihren Lauf. Wir halten an, und ich kriege es eben!“

„Ohne Arzt?“

„Du wirst der Arzt sein.“

„Paß auf – der Lastwagen!“ schrie Tom. „Er dreht um.“

„Schon gut, ich habe ihn gesehen“, antwortete Walt und bremste. „Reg dich nicht auf, mein Junge. Heute nacht gibt es keinen Unfall.“

„Wie meinst du das, daß ich der Arzt sein soll? Wie kann ich denn –“

„Du kannst sehr wohl tun, was nötig ist“, sagte Connie mit Bestimmtheit. „Wenn wir in die Lage kommen sollten, wirst du zur Hebamme ernannt.“

„Was muß ich denn tun?“

Sie legte ihre Hand auf seine. „Ich sage es dir schon, Liebling – alles, was ich davon weiß je-



denfalls. Aber Tom, Lieber, hör zu – ich bin verraten und verkauft, wenn du nicht ruhig bleibst. Wenn du dir klar machst, daß du mir helfen kannst, wirst du nicht so kribblig werden, daß du es dann doch nicht kannst.“

Toms mächtiger Körper straffte sich, und sein Gesicht wurde todernst. „Okay, Chula. Mach dir keine Sorgen. Erkläre mir nur.“

„Wir kommen gut vom Fleck“, rief Walt. „Fünfundzwanzig Minuten noch bei diesem Tempo, schätze ich.“

„Fein“ sagte Tom hastig, „aber sprich jetzt nicht. Connie muß mir Unterricht geben, im Fall wir es nicht schaffen.“

„Wir wollen nur hoffen, daß es keine Komplikationen gibt“, sagte Connie nervös. Ihr Blick streifte durch das Innere des Wagens. „Du lieber Gott, es ist einfach nicht genug Platz hier. Ich muß mich unbedingt mit beiden Händen an irgend etwas festhalten. Und wenn du mir hilfst – ich weiß nicht –, vielleicht können wir irgendwo bei einem Haus anhalten, wo die Leute – ach das werden wir schon sehen, wenn wir halten.“

„Wie lange haben wir noch? Weißt du vorher, wenn es soweit ist?“

„Ja, das merke ich schon. Wir werden dann noch Zeit haben.“

Eine Wehe unterbrach sie. Tom zündete sein Feuerzeug an, las die Zeit ab und wartete mit angespannten Kaumuskeln, bis Connie die Augen wieder öffnete.

„Drei Minuten.“

Sie nickte und seufzte und während sie sich das Gesicht abwischte, lächelte sie ihm zu. „Mir geht es großartig, Liebling. Es ist so wie richtiges Bauchweh. Man kann es sehr wohl aushalten. Das Taschentuch ist tiefend naß. Mach bitte den Koffer auf und hol eine Windel heraus. Ich werde sie für das Baby einweihen.“ Er gab ihr das Verlangte. Dann drängte er: „Also wie war das mit der Hebamme?“

„Laß mich einmal nachdenken –“ sie lachte kläglich –, „es ist fünf Jahre her, seit ich den Kursus für werdende Mütter mitgemacht habe. Also soviel ich weiß, kannst du gar nichts tun, bis der Kopf des Babys anfängt auf die Welt zu kommen. Du wartest einfach, und wenn ich etwas Lärm mache, mußt du nicht glauben, daß irgend etwas mit mir los ist. Es ist das Privileg der Frau, ein bißchen zu schreien.“

Er drückte ihre Hand. „Weiter.“

„Eine Sache, die ich noch gut weiß, Tom: wenn der Kopf weit genug draußen ist, daß du ihn greifen kannst, mußt du ihn mit einer Hand auf jeder Seite stützen.“ Sie machte es ihm vor. „So.“

„Gut.“

„Und was du dann machen mußt, Liebling, ist, den Kopf leicht anheben. Damit hilfst du ihm, zur Welt zu kommen, und mir macht es die Sache viel leichter.“

„Schön, ist mir klar.“

„Was noch?“ überlegte sie laut. „Ach ja – hör zu – wenn der Babykopf erscheint, ist sein Gesicht nach unten gekehrt. Aber wenn der Kopf geboren ist, beginnt er, sich nach oben zu drehen. Laß ihn ruhig.“

„Und dann?“

Sie fuhren über eine schadhafte Stelle und der Wagen machte einen Sprung. Walt rief: „Tut mir leid“, und Connie antwortete: „Schon gut, nichts passiert.“

„Jedenfalls sind wir in der Stadt“, murmelte Tom. „Und was dann?“

„Ich denke gerade nach – also – wenn der Kopf fertig geboren ist, ist für mich das Schwerste vorüber. Aber du mußt dann aufpassen, denn der Körper kommt sehr schnell nach – er rutscht fast heraus, Tom, so wie die kleinen Kätzchen, die wir gesehen haben.“ Sie hielt inne, als der Wagen vor einem roten Licht die Fahrt verlangsamte. Walt schaute nach rechts und links und gab Gas, ohne auf das grüne Licht zu warten. „Was gibt es noch?“ fuhr Connie fort. „Ich glaube, ich habe –“

Eine neue Wehe setzte ein, und ihre Hand, die auf Toms Knie lag, schloß sich wie eine Klammer. „O Gott“, flüsterte sie schwer, als es vorüber war, „das war heftig; ich wäre beinahe weggeblieben.“

„Immer noch drei Minuten“, sagte er. Connie wischte sich Stirn und Hals mit der Windel. Sie sagte matt: „Ich fange an, richtig zu schwitzen.“

„Was tue ich, wenn das Baby geboren ist? Ich muß es umdrehen und ihm einen Klaps geben, nicht wahr. Man sieht das auf Abbildungen.“

„Warte“, flüsterte sie. Sie legte ihren Kopf gegen die Rücklehne. Nach einer Weile begann sie mit geschlossenen Augen wieder zu sprechen. „Ja, du hältst es also mit dem Kopf nach

unten; aber wenn es von selber schreit, brauchst du es, glaube ich, gar nicht zu schlagen." Sie tippte sich die Stirn ab. „Ich habe das Gefühl, daß ich etwas vergessen habe, was du wissen müßtest, verdammt nochmal. Folgendes zum Beispiel – wenn das Baby geboren ist, mußt du es unbedingt mit beiden Händen halten. Das ist sehr wichtig, Liebling.“

„Begriffen.“ Er war erstaunt, wie viele Gedanken, Vorstellungen und Ängste noch durch sein Hirn rasen konnten, während gleichzeitig sein ganzes Sein auf ihre Anweisungen konzentriert war.

Sie öffnete die Augen und lächelte ihn an. „Und denk daran, Tom, ein Neugeborenes ist schlüpfrißig und zapplig wie sonst etwas. Deshalb hält der Arzt es wohl auch immer an den Knöcheln fest.“

„Klingt wie Kinderspiel“, sagt er in einem Versuch, seiner ungeheuren Spannung Herr zu werden. „Viel schwerer, einen Fußball im Laufen zu fangen. Habe ich nun bestanden? Ist das alles, was eine Hebamme wissen muß?“

„Ein Baby wird in drei Etappen geboren“, sagte sie beherrscht aber sichtlich matt. „Wir sind erst bei der zweiten.“

„Du lieber Gott, ja. Aber wie schneide ich denn die Nabelschnur?“

„Ach – ich glaube, das wirst du gar nicht können. Wickle das Kind ein und halte es schön warm. Walt kann sich den Kopf zerbrehen, wie er eine Ambulanz herbeischafft.“

„Kannst du denn solange warten in dem Zustand – und das Baby?“

„Ja. Walt soll nur daran denken, daß er auch genau beschreibt was los ist. Dann kann die Ambulanz sich darauf vorbereiten.“

„Walt, hast du das gehört?“ rief Tom.

„Nein.“

Tom wiederholte.

„Okay. Aber wir brauchen jetzt keine zwanzig Minuten mehr.“

Ein tiefes Stöhnen kam von Connies Lippen, und Tom wußte, ohne auf die Uhr zu sehen, daß die Pause wieder kürzer geworden war. Beim Licht des Feuerzeuges sah er, daß es nur knapp über zwei Minuten waren. Als er Connie wieder ansprechen konnte und es ihr gesagt hatte, nickte sie keuchend; dann flüsterte sie:

„Sage Walt – ich glaube, wir haben keine zwanzig Minuten mehr.“

„Bestimmt nicht? Fühlst du dich so?“

Sie nickte.

„Walt“, rief er erregt. „Connie glaubt, wir haben keine Zeit mehr.“

„Soll ich halten?“

Tom drehte sich zu seiner Frau herum. „Noch nicht“, rief er zurück, „aber halte dich bereit.“

„Guter Gott!“ schrie Walt. „Was bin ich für ein Esel. Es gibt doch hier ein Hospital – in der Riverside Avenue, nur ein paar Häuser weiter.“ Er nahm das Gas weg und bog in eine Seitenstraße ein. „Da fahren wir hin.“

„Was ist das für ein Hospital. Kennst du es?“

„Ein kleines Ding – irgendwo ein christliches Hospital. Ich fahre jeden Tag daran vorbei.“

„Aber weißt du, wie es ist?“

„Keine Ahnung. Ist auch ganz egal“, gab Walt zurück – und fuhr um eine zweite Ecke. Er fuhr jetzt in der Richtung, aus der sie kamen. „In einer Minute sind wir da.“

„Connie?“ fragte Tom und starrte sie an. „Geht es?“

„Einstweilen, ja.“ Sie packte seine Hand mit ihren beiden. „Oh, ich hoffe, sie machen keine Schwierigkeiten.“

Tom antwortete nicht. Er streichelte ihren Arm. Sein Gesicht hatte einen fast abschreckend grimmigen Ausdruck.

„Da ist es schon“, rief Walt und bremste. „Ich laufe ins Büro und melde euch an. Du kommst mit Connie.“

Es war ein ziemlich neuer dreistöckiger Ziegelbau. Die meisten Fenster zur Straße waren dunkel, aber der Eingang war erleuchtet und in einem Teil des Erdgeschosses brannte Licht; wahrscheinlich war dort die Verwaltung. Es machte den Eindruck einer jener Privatkliniken, die oft gut ausgestattet sind, obgleich sie nur zwanzig oder dreißig Betten haben. Der Wagen hielt. Walt sprang heraus und rannte zur Treppe.

„Kannst du gehen?“ drängte Tom.

„Ja.“

Er half ihr hinaus, indem er sie mit beiden Händen an den Armen hielt, und Connie sagte: „Ich rechne nicht mit denen, Liebling, ich rechne mit dir.“ Sie stöhnte tief, und ihre Hände krallten sich in seine Arme. Ihr Kopf fiel nach vorne.

„Oh, mein Süßes, mein Liebling“, murmelte er. Ihr Kopf lag schwer auf seiner Brust, und er

fühlte ein wildes Verlangen, seine Arme um sie zu werfen und sie mit seinen Küssen zu lieben, und gleichzeitig dachte er daran, daß er eigentlich nachsehen müßte, wie lange es seit der letzten Wehe her war – aber er tat nichts, denn ihre Hände lagen wie Schraubstöcke auf seinen Armen und er wagte nicht, sich zu rühren.

„O Gott!“ stöhnte Connie. Sie keuchte, ihr Kopf lag immer noch auf seiner Brust. „Es dauert nicht mehr lange.“ Mit Anstrengung richtete sie sich auf. „Los“, sagte sie.

„Ich habe nicht auf die Uhr gesehen.“

„Macht nichts.“ Sie atmete schwer und lag wie Blei in seinem Arm.

„Schaffst du die Treppe? Soll ich dich hinauftragen?“

„Nein – aber geh langsam.“

Sie waren erst auf der zweiten Stufe angelangt, als sie laute Stimmen von jenseits der angelehnten Eingangstür hörten. Connie blieb wie angewurzelt stehen. Die Tür ging auf, und sie sahen Walt, gestikulierend und heftig redend – und ihm gegenüber einen großen, mageren,

Stimme herausgehört. Es blieb Walt überlassen, das Überflüssige zu sagen: „Glauben Sie, das wird sich gut in den Zeitungen machen? Glauben Sie, Sie können uns noch wie Vieh behandeln, und es passiert Ihnen nichts dabei? Sie Schwein, Sie kalter Hund, ich werde dafür sorgen, daß das in die Presse kommt!“

Zum erstenmal verlor Clark seine Fassung. „Genug!“ fauchte er wütend. Seine Augen loderten und er zitterte vor Erregung. „Ihr habt euch in die Schulen und die Kinos und die Restaurants hineingedrängt, aber in diese Klinik kommt ihr nicht! Niemand hat euch hergebenen. Sie ist für Weiße da. Geht in euer eigenes Hospital. Geht und kriegert eure Niggerbabys im Obersten Gerichtshof!“

„Mein Gott – sehen Sie nur“, schrie die Krankenschwester von der Tür her. „Sehen Sie sie doch an.“

Die Fennels hatten nur wenige Schritte auf den Wagen gemacht, als Connie plötzlich stehen geblieben war. Mit dem Instinkt einer Schwimmerin, die schon halb ertrunken ist und sich gerade noch an einem treibenden Stück Holz



gut aussehenden Mann von fünfunddreißig, der mit gespreizten Beinen und den Händen in den Hüften dastand. „Aber um Himmels willen“, schrie Walt ziemlich zusammenhanglos, „wir sind hier in Washington, er ist Kriegsteilnehmer. Sie können doch nicht einfach eine hochschwangere Frau –“

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt – es ist kein diensttuender Arzt da“, unterbrach ihn der andere kalt.

„Aber es sind doch Schwestern da, Sie –“

„Dieses Institut hat seine Politik, und ich denke nicht daran, damit zu brechen!“

Eine ältliche Krankenschwester tauchte plötzlich hinter ihm auf. Sie rief: „Aber Mr. Clark, es ist ein dringender Fall, wir können doch nicht –“

„Ich habe Sie nicht um Ihre Meinung gefragt, und ich brauche sie auch nicht!“ unterbrach sie der Clark genannte Mann in seinem schneidend kalten Ton. „Ich habe hier die Nachtaufsicht, nicht Sie. Ich bin der Direktion verantwortlich, nicht Sie!“

Gelähmt, und bereits völlig über alles im klaren, obgleich er sich dagegen wehrte, es zu akzeptieren, schrie Tom, halb erstickt vor Wut: „Sie wollen doch nicht sagen, daß meine Frau hier nicht herein kann!“

„Wir nehmen in unserer Klinik keine farbigen Patienten auf.“

Ein tierisches Gebrüll kam aus Toms Brust, und er ließ Connie los. „Einen Dreck werden Sie mir sagen, Sie Lumpenhund. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Sie kommt hinein, und Sie werden es nicht hindern!“

„Doch“, sagte der Mann und rührte sich nicht. „Ich werde es verhindern. In meiner Schreibtischschublade liegt eine Pistole und eine Polizeilizenz, sie zu benutzen. Versuchen Sie nicht, mit Gewalt einzudringen.“

„Tom“, schrie Connie, „bitte, bitte!“ Sie griff ihn am Mantel. „Bring mich zum Wagen zurück.“

Er wandte sich zu ihr um und legte seinen Arm um sie. Sein Gesicht war wutverzerrt, sein Mund ging auf und zu. Er wollte diesen Mann zu Brei schlagen, wollte sich irgendwie den Eintritt in die Klinik erzwingen – aber Connies drängender Ruf hatte seinen wilden Ideen die Spitze abgebrochen. Es war keine Zeit mehr für Experimente – das hatte er aus Connies

festhalten kann, hatte sie sich umgewandt. Vor der Klinik stand ein eiserner Zaun, und ihre Hände griffen blindlings danach. Ihr Körper sank in die uralte, primitive Hockstellung der Kriechenden zusammen.

„Du lieber Himmel“, schrie die Schwester, „sie bekommt es jetzt. Ich rufe eine Ambulanz.“ Sie verschwand im Haus.

Connies Hände, von denen eine noch die Windel hielt, fanden die Gitterstäbe. Ein Stöhnen kam tief aus ihrem Inneren, ihr Körper schnellte nach vorn, und während sie drückte und preßte, kam ein leiser Schrei von ihren Lippen.

Walt kam zu Tom herübergerannt, sein Gesicht war naß vor Tränen der Wut. „Was kann ich tun?“

Tom hatte stützend einen Arm um seine Frau gelegt und hörte nichts. Er klebte förmlich an ihr und sah fast wahnsinnig aus. Nach einer halben Minute hörte die Wehe auf, aber Connie ließ das Gitter nicht los. Ihr Kopf berührte fast die Eisenstäbe, und sie keuchte schwer. Plötzlich sank sie zurück, erschöpft, mit ihrem ganzen Gewicht auf seinem Arm. Ihre Augen waren geschlossen. In dem dünnen Lichtstrahl, der von der Eingangstür herüberfiel, konnte Tom das Pulsen ihres heißen Blutes unter der Haut und den strömenden Schweiß auf ihrem Gesicht sehen. Verzweifelt schrie er: „Connie, laß dich doch zum Wagen bringen.“

Ihre Augen öffneten sich, und sie schien Schwierigkeiten zu haben, den Blick auf sein Gesicht einzustellen.

„Ich bringe dich zum Wagen.“

„Nein“, flüsterte sie erschöpft und doch mit einer Selbstbeherrschung, die ihn in Erstaunen setzte, „bewege mich nicht, Liebling. Das Baby kommt.“

„Aber doch nicht hier“, rief er, ohne es zu wollen, „nicht auf der Straße!“

Als Antwort rang Connie tief nach Luft. Dann warf es ihren Körper nach vorne, ihre Hände griffen wieder in das Gitter. Ein tiefes, klagendes Stöhnen brach von ihren Lippen und sie krümmte sich in einer Preßwehe.

„Laß mich sie halten“, rief Walt. „Du mußt bei der Geburt helfen.“

Tom gab keine Antwort. In Angst und Verzweiflung startete er auf seine Frau.

Die ältliche Schwester kam aus der Tür ge-

rannt. „Ich habe eine Ambulanz bestellt.“ Dann drehte sie sich um und rannte mit einem sinnlosen kleinen Schrei wieder ins Haus zurück.

Connie sank schwer in Toms Arm zurück. Sie sprach mit Anstrengung wie aus dem Halbschlaf. „Hilf mir, mich hinzulegen.“ Dann, als Tom sie auf das Trottoir gelegt hatte, schien sie zu erwachen. „Oh! – so viele Dinge, die ich vergessen habe, dir zu sagen.“

„Walt“, ordnete Tom mit zitternder Stimme an, „stell dich hinter sie. Nein, knie dich hin. Liebling, halte dich an Walts Arm fest, wenn du die nächste Wehe hast. Was hast du vergessen, mir zu sagen?“

„Wegen der –“ Ihre Worte verwandelten sich in ein Röcheln nach Luft. Sie griff nach Walts Arm und ein leises Stöhnen kam aus ihrem offenen Mund.

„O Gott!“ Tom schluchzte laut. „Hier auf der Straße!“ Er sank auf die Knie, sein ganzes Sein war Angst. Das Herz hämmerte ihm gegen die Rippen, und er sagte sich, daß er seiner Frau nicht die Hilfe geben konnte, die sie brauchte, daß etwas passieren würde und Connie sterben müßte, daß seine zitternden Hände unmöglich ein Baby halten konnten, daß er alles vergessen hatte.

„Tom?“ Ihre Stimme kam schwach. „Tom?“ Er sah den Ausdruck auf ihrem angespannten, geliebten Gesicht, und ihr schmerzender Drang stieg wie Feuer in ihm hoch, und er schrie ihr mit ersticker Stimme zu: „Ja, ich bin hier, ich stehe dir bei.“

Dann wurde er eins mit ihr. Die Welt erlosch. Nur noch Connie war da und er und ihr Kind, das geboren werden sollte. Er bemerkte nicht, wie ein vorüberkommendes Auto anhiet, zwei Weiße herauskamen und mit aufgesperrten Mündern auf dem Trottoir stehenblieben; er hörte auch nicht, wie Walt sie so wild anfuhr, daß sie verschwanden. Er bemerkte nicht, wie in einem der oberen Räume der Klinik das Licht anging, wie ein Fenster aufgestoßen wurde, und Stimmen laut wurden: „Was ist dort unten los? Was? Gütiger Gott, die Frau kriegt ja ein Kind!“

Er hörte nichts wie die tiefen Seufzer und leisen Gebärschreie seiner Frau. Sie nahmen von ihm Besitz, und es war, als sei sein Herz in ihrem Herzen, so daß er selbst ein Teil des Rhythmus dieser Geburt wurde, und die Hände, mit denen er entbinden sollte, ruhig und sicher wurden. In einer Art von kalter Glut lauerte er bei jeder neuen Wehe auf den Augenblick, wo er für seine Frau das tun würde, was sie brauchte. Der Augenblick kam schnell. Er hörte eine Folge von leisen, tiefen Schreien von Connie, die in der heißen Stille seiner Sinne wider- und widerhallten – und dann hielt er den winzigen, warmen Kopf zwischen seinen Händen und hob ihn sanft hoch, wie ihm gesagt worden war. Dann drang eine Stimme aus der Außenwelt in sein Bewußtsein und trieb Ärger in ihm hoch, noch ehe er wußte, was sie sagte. Er versuchte, sie auszusperren, aber es gelang ihm nicht. „Nicht pressen, ehe ich es sage, Kindchen. Durchatmen, immer weiter durchatmen, so ist's richtig.“ Er wandte den Kopf und sah eine





Schwester – eine junge, blonde, weiße Krankenschwester – über seine Frau gebeugt, und er schrie aufschluchzend: „Gehen Sie weg! Wir brauchen Sie nicht.“

„Oh, Sie brauchen mich gewiß“, sagte die Schwester bestimmt, aber ohne gekränkt zu sein. „Wenn die Nabelschnur nicht richtig liegt, kann das Baby ersticken. Weiter atmen, Kindchen!“ Dann beugte sie sich zu Tom hinunter, um die Lage der Nabelschnur zu untersuchen. „Sie machen Ihre Sache gut, Mister, aber passen Sie mal auf – so –, gut, jetzt ist alles gut. Jetzt pressen, Kindchen! Noch eine Minute, und wir haben es geschafft.“

Bei der nächsten Wehe begann der Kopf sich zu drehen. Und mit der wundersamen Geburtsbewegung stieg Jubel wie ein süßer Saft im Herzen Toms auf. Die rechte Schulter kam, dann die linke, und er hörte seinen eigenen Schrei nicht, als schließlich der kleine, köstliche Körper auf seinem Arm lag, und er die winzigen warmen Knöchel zwischen seinen Fingern fühlte.

„Prachtvoll, großartig!“ sagte die Schwester begeistert. „Jetzt halten Sie die Knöchel fest und drehen Sie ihn um. Er muß erst spucken, ehe er atmen kann. Oh, fein!“

Der neugeborene Schrei erklang, und das neue Leben begann zu zappeln und die Arme zu bewegen, und Tom wußte nicht, daß er weinte. „Meine Frau“, schrie er, „ist sie in Ordnung?“ „Warum sollte sie nicht? Eine normale, leichte Geburt, wenn ich je eine gesehen habe. Hier – wickeln Sie den kleinen Kerl hier drin ein – wir müssen ihn schön warmhalten.“ Sie sah zu Walt hinüber, der immer noch hinter Connie kniete, und nicht einsehen wollte, daß seine Dienste nicht mehr benötigt wurden. „He – Sie – ich habe hier irgendwo eine Decke und ein Leintuch hingeworfen – da sind sie ja. Sie muß zugedeckt werden. Schieben Sie ihr das Leintuch unter.“

„Die Nabelschnur“, sagte Tom aufgeregt. „Wie?“

„Ich habe alles mit“, unterbrach ihn die Schwester. Sie lächelte in einer Art von Triumph, die ihm unverständlich war – ein zartes, blondes, attraktives Mädchen Anfang zwanzig, die die ganze blinde Wut in seinem Herzen Lügen strafte. „Ich habe Nabelschlingen“, sagte sie und holte ein steriles Päckchen aus einer ihrer Taschen, „ich habe eine Schere, habe Kelly-Klammern, das ist alles, was wir brauchen. Ich wäre schon früher unten gewesen, aber es

dauerte eine Weile, bis die Neugier in den dritten Stock gelangte. Es war, weiß Gott, eine schnelle Geburt. Ich –“

„Aber meine Frau“, unterbrach Tom besorgt, „sie ist so still.“

„Die schläft. Sie hat schwer gearbeitet, Mister; in ein paar Minuten wird sie aufwachen. Halten Sie das Baby etwas näher zu mir. So ein Schreihals. Denkt, die ganze Welt gehört ihm.“ Ihre Hände arbeiteten geschickt und knüpften die Nabelschlingen.

„Miß Robertson!“ Es war Clark, der von der Treppe her rief. Er hatte vorher nicht versucht, sie aufzuhalten, als sie herausgerannt war – vielleicht weil er sie kannte –, aber jetzt fragte er mit unterdrücktem Ärger in der Stimme: „Miß Robertson, hat die Oberschwester Ihnen Erlaubnis gegeben, die Sachen herauszunehmen?“

„Nein“, rief sie zurück, ohne auch nur den Kopf zu wenden, „ich habe sie nicht gefragt. Ich verschwende in eiligen Fällen keine Zeit.“

„Ist Ihnen bekannt, daß die Benutzung von klinischem Material für Ihren Privatverbrauch ein schweres Vergehen ist?“

„Ach, seien Sie still“, gab Miß Robertson ebenso belustigt wie geringschätzig zurück. „Sehen Sie nicht, daß ich beschäftigt bin?“ Sie trennte den Nabel ab und sagte zu Tom, der sichtbar gezittert hatte: „Alles ist normal,

machen Sie sich keine Sorgen. Decken Sie ihn jetzt zu. Er will ein bißchen schlafen.“

Tom sagte leise: „Könnten Sie ihn einen Augenblick halten? Meine Knie halten es nicht mehr aus, ich muß aufstehen.“

Sie nahm das Baby, und er erhob sich mühsam, rieb sich die Knie und drehte sich langsam zum Hospital herum, die Schultern vorgeschoben und die dicken Halsmuskeln angeschwollen: „Sie hätten meine Frau verrecken lassen“, schrie er mit dicker Stimme zu Clark hinüber. „Sie nichtsnutziger Bastard, Sie hätten sie verrecken lassen!“

„Nicht, Tom. Sei kein Narr!“ schrie Walt. Er packte ihn wieder. „Hör doch“, log er, „da kommt die Ambulanz. Es ist immer ein Polizist dabei. Willst du ins Gefängnis wegen diesem Kerl? Du weißt, er hat eine Pistole!“

Tom schüttelte ihn ab – dann plötzlich, brach er in ein trockenes, abgehacktes Schluchzen aus. „Oh, mein Gott, ich bin froh, daß ich schwarz auf die Welt gekommen bin! Es ist viel leichter, ein Mensch zu sein.“ Er wankte zu seiner Frau hin. „Ist sie o.k.? Sind sie sicher?“ rief er dabei der Schwester zu.

„Ja – sie wacht gerade auf.“

„Mitten auf der Straße!“ schluchzte Tom. Die Tränen liefen ihm über das Gesicht. „Sie hätte umkommen können.“

Ein tiefer Seufzer kam von Connie und ihre Au-

gen öffneten sich halb. Die Schwester beugte sich über sie und sagte schnell: „Alles ist in bester Ordnung, Mama, Baby und Sie.“

„Tom? Tom?“ murmelte Connie.

„Ich bin da, Chula.“ Noch immer schluchzend, kniete er neben ihr nieder und küßte sie auf Wange und Stirn.

„Ach“, sagte sie und wachte ganz auf. „Es ist normal? Es hat keine Hasenscharte?“

„Ganz normal“, sagte die Schwester, „ein Junge.“

Ein Lächeln erschien langsam auf Connies Gesicht. „Wie schön, ich will ihn sehen. Oh, wie süß er ist.“

„Die Ambulanz kommt“, rief Walt jubelnd, und diesmal log er nicht.

Die Schwester nickte. „Gut. Die Geburt ist noch nicht zu Ende, das wissen Sie.“ Sie öffnete Connies Kleid. „Legen Sie ihn an, das hilft Ihnen bei den Nachwehen.“

„Wo kommen Sie denn her?“ fragte Connie erstaunt. „Haben Sie mich entbunden?“

„Ich habe nur assistiert. Ihr Mann hat die Entbindung gemacht.“

„Oh, Tom, süßer Tom“, murmelte Connie. „Ich wußte, ich konnte auf dich zählen.“

„Miß“, sagte Tom mit starkem Gefühl, „danke für Ihre Hilfe – danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“

„Es war mir eine große Freude, Mister“, antwortete sie fröhlich. „Es ist gern geschehen.“ „Ich hoffe, Sie werden Ihren Job nicht verlieren.“

„Ein Job, den ich durch so etwas verliere, ist ein Job, den ich nicht haben will. Großer Gott, wie gemein Menschen sein können!“

„Ganz schön gemein“, rief Tom bitter aus, „das können Sie uns glauben! Es gibt zu viele auf dieser Welt, die sich nichts daraus machen würden, wenn eine Farbige auf der Straße stürbe.“

„Aber ich bin nicht gestorben“, sagte Connie in stillem Triumph. „Unser kleiner Ballspieler ist prächtig auf die Welt gekommen. Ich könnte beinahe lachen.“ Und, als könnte sie ihre Seligkeit nicht mehr länger bezähmen, begann sie zu lachen, ein leises, weiches, glückliches Lachen, das wie eine klare Glocke durch die Nacht klang. Es war ein Lachen, das von allem sprach, das gut und sauber und hoffnungsvoll in diesem Leben war, und es kam aus ihr heraus wie Vogelsang am frühen Morgen. Und als Clark es hörte, ging er in das Haus und schloß die Tür.

(Alle deutschen Rechte bei Ruth Liepmann, Hamburg).



Angriff auf das Fahrzeug des kleinen Mannes

Angriff auf das Fahrzeug des kleinen Mannes / Sanierung auf dem Rücken der Pendler / Große Preise, kleine Leistung im Berufsverkehr

Die unsocialste Tat des Jahres ist die soeben erfolgte Verteuerung des Berufsverkehrs.

Das Einzugsgebiet der Städte ist in Deutschland größer als anderwärts, die Industrielehrlinge kommen von weither, und viele Vertriebene wohnen auch heute noch in entlegenen Dörfern. Hinzu kommt der nach wie vor katastrophale Wohnungsmangel, der vor allem junge Paare zwingt, sich zunächst einmal weit draußen anzusiedeln. Um so größer ist die Erbitterung der Pendler über den Abbau der Sozialtarife, die ja keineswegs ein Geschenk darstellten, sondern lediglich einen Ausgleich für anormale Arbeits- und Wohnverhältnisse.

Jetzt gibt es nicht wenige junge Angestellte, die einschließlich Straßenbahn oder Omnibus sechzig bis siebzig Mark für die Fahrt zur Arbeit ausgeben müssen – ein Fünftel bis ein Viertel ihres Nettoehaltes!

Es ist gegen 18.30 Uhr auf dem Bahnhof einer bundesdeutschen Großstadt. Stoßend und widerwillig setzt sich der abendliche Arbeiterzug in Bewegung, der sechs Tage lang seine Menschenfracht aus der Stadt zurück aufs Land trägt.

Auf den schlecht beleuchteten Bänken zwingen sich müde Menschen. Wie stets finden die zuletzt Gekommenen nur einen Stehplatz. Und wie stets schimpfen sie über dieses ewige Knausern mit ein paar Waggons, das soviel Nichtachtung ausdrückt gegenüber den Werkstätigen.

Rauchschwaden machen die schwülen Abteile noch stickiger. Die Zeitung ist kaum zu entziffern, die Gesichter verschwimmen im Dunst. Neben an lärmern die Mittelschüler, die der unselige Schichtunterricht erst am Abend heimkommen läßt.

Die Jungen versuchen eine Partie Siebzehn und Vier. Blasse Lehmädchen, die kein Jugendschutz vor ihrem allzu langen Tag bewahrt, stecken die dauergewellten Köpfe zusammen. Und die Familienväter unterhalten sich wie jeden Abend darüber, ob sie wohl noch erleben werden, einmal eine Wohnung in der Stadt zu bekommen, die ihren Tag um zwei, mitunter auch um drei und vier Stunden Freizeit verlängern würde.

Es ist das Elend ungezählter Werkstätiger in unserem Lande, dort zu wohnen, wo es keine geeignete Arbeit gibt, und dort arbeiten zu müssen, wo man nicht wohnen kann.

Hinzu kommen die zahllosen jungen Menschen, Schüler aller Gattungen, Lehrlinge und Studenten, die alltäglich lange Stunden auf der Bahn liegen müssen, weil es in der Bundesrepublik zwar genügend Luxushotels und Verwaltungspaläste, aber nicht einmal den zehnten Teil der benötigten Jugendwohnheime gibt!

Sie alle werden überfordert an ihrer Gesundheit und ihrem Leistungsvermögen, weil sie Kinder von Eltern sind, welche die Faust des Krieges dorthin warf, wo früher nur Bauern und Pensionisten lebten.

Immer das Stiefkind

Das Schicksal aller dieser Menschen heißt Deutsche Bundesbahn. Eine Ewigkeit schon sind sie bei ihr zu Hause. Und was sie in dieser Zeit erlebten, war alles andere als erfreulich. Lange, sehr lange hat es gedauert, bis der Fortschritt auch im Nahverkehr einzog. Und wenn mancherorts die ganz alten Wagen zum Abwracken geschickt wurden und die Sitzplätze

endlich auslangen, so heißt das leider keineswegs, daß die Berufstätigen bereits überall auf menschenwürdige Weise zu ihren Arbeitsstätten gelangen könnten.

Im Gegenteil: Viele Wünsche, insbesondere auf den abseitigen Strecken, sind nach wie vor unerfüllt. Hunderttausende Dauergäste der Bundesbahn warten noch immer!

Worauf sie jedoch keineswegs warten, das sind die Fahrpreiserhöhungen, wie sie allen Protesten zum Trotz nun doch durchgeführt wurden. Die müden Menschen in den muffigen Abteilen verstehen nicht, warum sie erneut dafür bestraft wurden, daß sie besonders unter den vom Kriege geschaffenen Tatsachen zu leiden haben.

Die Mitteilung, die Bundesbahn habe im letzten Jahr wieder Unterbilanz gehabt, ist für sie alles andere als überzeugend. „Welche Ausgaben waren daran schuld?“ möchten sie wissen. Und sie hören, daß es politische, d.h. Kriegsfolgelasten sind, welche immer wieder das Defizit der Bundesbahn verschulden. Lasten also, die nach Lage der Dinge gar nicht

in den Etat der Eisenbahn gehören, die ihr von der Bundesregierung aufgehalst wurden!

Die vom Kriege ruinierten Bundesstraßen und Wasserwege wurden vom Finanzminister saniert. Warum soll es bei der Bundesbahn anders sein? Warum muß ausgerechnet hier der kleine Fahrgast, der Lehrling im überfüllten Vorortzug die Zeche bezahlen und dafür bluten, daß beispielsweise die aus den Ostgebieten gekommenen Eisenbahner ihre Pensionen erhalten, oder daß die von den Franzosen heruntergewirtschafteten Saar-Bahnen saniert werden müssen?

Andere Maßstäbe, bitte!

Denn nicht die Leute im Speisewagen, nicht die Schlafwagenplätze Erster sollen für die Unterbilanz aufkommen, sondern in erster Linie die sogenannten „Sozialtarife“.

Dabei beeilt man sich, in Bonn zu erklären, daß dies nicht etwa aus mangelndem sozialem Verständnis geschehe. Vielmehr seien es „streng sachliche Gründe“, die zu einer sol-

chen Lösung zwingen. 65 v. H. aller Reisenden werden nämlich auf Arbeiter-, Schüler- und anderen verbilligten Karten befördert, erbringen aber nur einen Bruchteil der Einnahmen aus dem Personenverkehr.

Aber ist nicht gerade das der Beweis, daß die Eisenbahn keineswegs nur ein „Verkehrsunternehmen“ ist wie andere auch? Je komfortablere Straßenkreuzer über die Autobahnen rasen, und je dichter das Flugnetz wird, um so mehr entwickelt sich die Bahn zum Fahrzeug des kleinen Mannes. Wie die Grundnahrungsmittel gehört der Kilometer tarif heute zu den „sozialen Preisen“, an die nun einmal andere Maßstäbe anzulegen sind als jene von Angebot und Nachfrage.

Diese Selbstverständlichkeit wollte die Bundesregierung nicht wahrhaben. Sie überläßt es dem kleinen Mann, für die politischen Schulden der Eisenbahn aufzukommen. Und ungeachtet aller Beschwörungen, die Preise zu halten, dreht sie nun selbst an der Teuerungsschraube!

W.

Menschen „werden unmodern“

Torontos neuestes Kino, das hübsche Little Cinema in der Avenue Road, beschäftigt keinen Vorführer. Der Druck auf einen Knopf genügt, und die Vorstellung beginnt. Der Filmrezensent des Toronto Star bemerkt dazu: „Die Gewerkschaft der Vorführer – Projectionist's Union – ist sehr unglücklich darüber.“

Der Rundfunksender CKEY, Toronto, ist soeben in ein neues Funkhaus in der Davenport Road übersiedelt. Auch CKEY wechselt auf „Automation“, fünf der acht Techniker wurden bereits gekündigt, und die Position der verbleibenden „technicians“ gilt als prekär. Rundfunksender CKEY ist in Privatbesitz, lebt von den Einnahmen aus den Reklamesendungen und bringt hauptsächlich Schallplattenmusik und Nachrichten. Automation im Rundfunk bedeutet mehr Arbeit für die Ansager und den Verlust des Arbeitsplatzes für nicht wenige „technicians“.

„Automatische Kegeljungen“ (Kostenpreis: ca. 6000 Dollar) haben sich in Kanada bereits bewährt. Solch ein „automatic pinsetter“ ist schneller als der flinkste Kegeljunge – und immer dienstbereit. Die Maschine wird – wie es so hübsch heißt – durch einen Druck am Knopf „aktiviert“. Der ultramoderne „automatic pinsetter“ besitzt ein elektronisches Hirn und funktioniert schnell und unermüdlich. Der beste Kommentar dazu kam von Tommy Ryan, Kanadas bekanntestem Sportkugler. Der alte Gentleman sagte: „Vielleicht werden sie auch einen automatischen Kugler erfinden. Derart könnte man sich das Beugen und all die anderen ermüdenden Bewegungen ersparen...“

All dies erinnert an eine Bemerkung, die Walter Reuther, der Führer der amerikanischen Autoarbeiter, während eines Besuches in den Fordwerken von Cleveland machte. Der ihn begleitende Direktor wies auf eine lange Reihe neuester, automatisch kontrollierter Maschinen und sagte: „Wie werdet ihr wohl von diesen Kerlen die Gewerkschaftsbeiträge einkassieren...?“

Walter Reuther entgegnete schnell: „Und wie werdet ihr diesen Kerlen eure Fordautos verkaufen?“

Walter Jelen



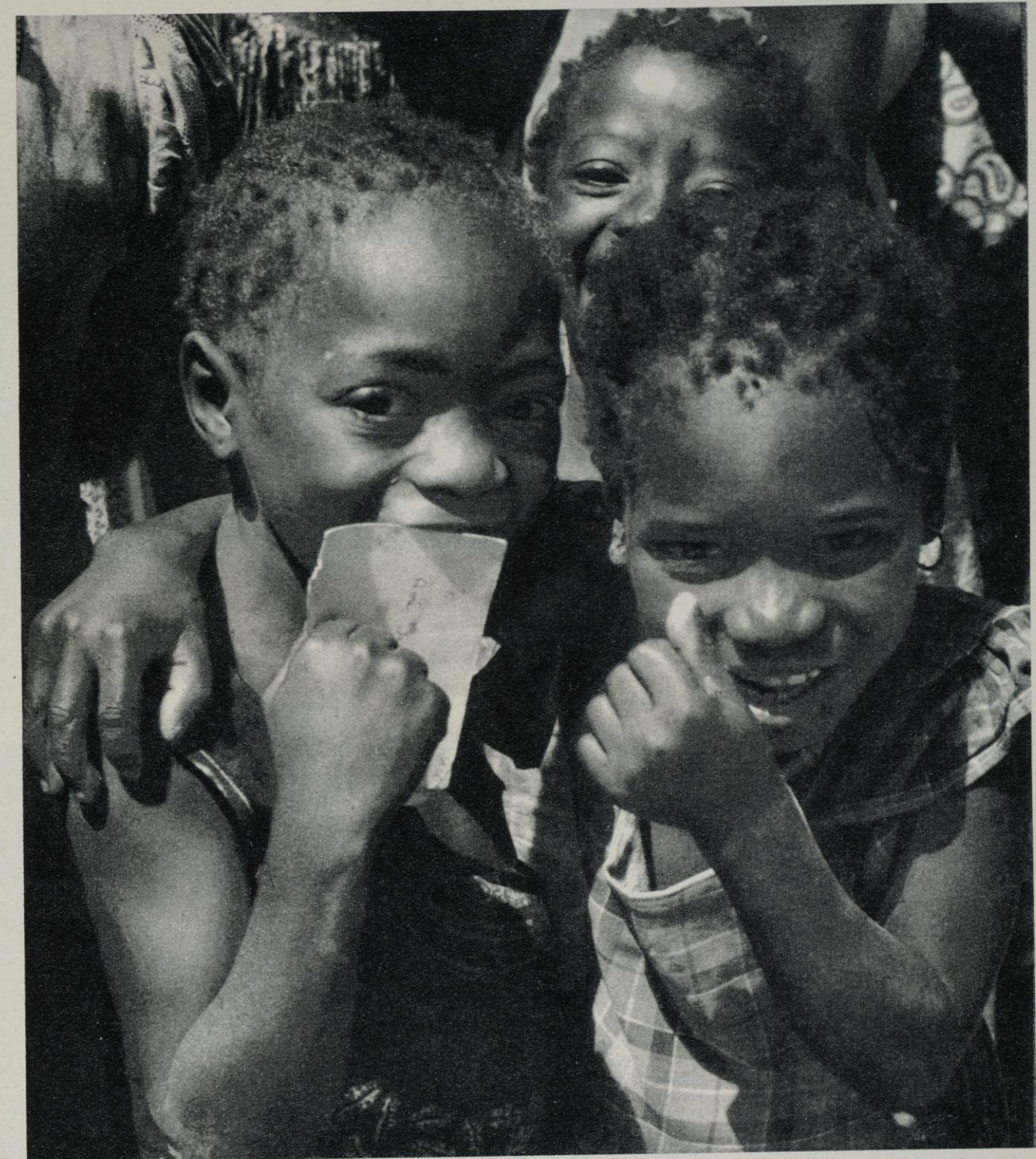
Überfüllt sind auch heute noch viele Nahverkehrsstrecken. Jeden Tag erleben die Berufsreisenden dasselbe: Wer nicht zehn Minuten vor Abfahrt da ist, muß stehen! Wie reimen sich die Erhöhungen der Sozialtarife mit solchem „Dienst am Kunden“?



... denn sie sollen gesund sein



... ausreichend ernährt sein



... sie sollen sich bilden können

... und sie sollen miteinander in Frieden leben

Ibadan, die Hauptstadt von Westnigeria, ist zugleich die größte Stadt Westafrikas. Vom Turm der Universität sieht man, wie ein unbeschreibliches Gewimmel von Dächern sich in den Busch hineinfrüht. Es sind Hütten und Paläste unter diesen Dächern. Moderne Gebäude, die den deutschen Betrachter beschämen, weil sie an die vielen verpaßten architektonischen Gelegenheiten unseres Wiederaufbaues erinnern, und Hütten, so arm wie die der schlesischen Weber vor hundert Jahren. In diesen engen, ebenerdigen Behausungen lebt in großer Zahl das freundliche Volk von Nigeria. In der Kolonialzeit hat sich selten ein Europäer in diese Bezirke verirrt. Der Distrikt-officer vielleicht, der Missionar: aber geselliger Verkehr war so gut wie ausgeschlossen. Die sanitären Verhältnisse sind nicht die besten, und es ist nicht jedermanns Sache, durch einen schreienden Haufen kleiner Nacktedels, aus allen Fenstern und Türen beobachtet, von Ziegen umsprungen und über Abwässer setzend, der gesuchten Haustür entgegenzueilen.

Wie Afrika zum zweiten Male entdeckt wurde

Willi Richter bei nigerianischen Arbeitern

Von Harry Pross

Kein Ausländer kam

Feierliche Situation

Wenn überhaupt, verkehrten die Engländer mit den Fürsten des Landes und ihren Beamten. Geschäftsfreunde trafen sich in den großen Hotels. Aber kein Ausländer hat sich um die Arbeiter gekümmert. Ihr Leben verlief zehn Meter von den großen Avenuen in den Hinterhöfen, als seien sie im tiefsten Innern weit weg von allen Weißen.

Diese kleine Vorgeschichte war nötig, um zu erklären, warum Willi Richter eine unerwartet feierliche Situation hervorrief, als er der Einladung afrikanischer Kollegen in ihre Wohnungen folgte. Vorausgegangen war ein Gespräch mit hiesigen Gewerkschaftern und ein Besuch im Büro der Organisation. Dann hätte die grün-weiße Staatslimousine, die ihm zur Verfügung stand,



eigentlich den Rückweg nach Lagos, antreten sollen; aber es kam anders. Der Pontiac bog in eine der engen Seitengassen, wo er bald zwischen Kindern, Ziegen und Hühnern steckenblieb. Die Aussteigenden waren gleich von einer Wolke zappelnder Yorobakinder eingehüllt, die sich vor Vergnügen und Verwunderung nicht zu lassen wußten. „Weißer Mann“ und „Independence“ war alles, was sie herausbrachten, aber das laut und deutlich. Mit vielen Entschuldigungen des Gastgebers ging es über die üblichen Hindernisse der Wohnung zu, die bequem und sauber im Innern sich erwies. Bierflaschen wurden auf dem Kopf in einer Schüssel hereingetragen und Fotografien vorgezeigt. Es war eine familiäre Szene, die sich in Deutschland jeden Sonntag tausendfach, millionenfach wiederholt. Der Jüngste wurde vorgeführt, das Bier gelobt, die Geräuschkulisse des Radios war unverkennbares 20. Jahrhundert und stärker sogar das Lachen des Afrikaners. **Wir sind euch dankbar** Daß dennoch etwas anderes vorging als bei

den gleichen Stippvisiten in Europa, wurde den Deutschen erst klar, als sich der Gastfreund erhob und eine kleine Rede hielt. Jetzt, so sagte er ungefähr, wissen wir, daß wir unabhängig sind. Kein weißer Mann hat dieses Haus jemals besucht. Mein eigener Bruder, wenn er Minister wäre, käme nicht, um mich hier aufzusuchen. Er würde mich kommen lassen. Aber ihr seid gekommen, und das werden wir euch nicht vergessen. Wir sind euch dankbar für die Ehre, die ihr uns erwiesen habt und für den Mut, den ihr uns für die Zukunft gebt. **Was hier vorgeht...** Es dauerte eine Weile, bis übersetzt war, dann antwortete Richter in seiner warmen und bescheidenen Art mit dem Hinweis auf die Solidarität der Arbeiterbewegung und die Bereitschaft des deutschen Volkes, den afrikanischen Brüdern mit Rat und Tat beiseite zu stehen. In der Stille danach blieben sogar die Kinder stumm. Es war etwas Geschehen, was man eine Begegnung im Innersten Afrikas nennen könnte. Nicht weniger historisch als die be-

rühmte von Stanley und Livingstone. Aber diesmal waren es nicht zwei europäische Forscher, die sich im Busch fanden. Diesmal fanden sich europäische Arbeiter in ihrer Gemeinsamkeit. Nicht das geographische, sondern das soziale Innere Afrikas war der Schauplatz dieses und der folgenden Besuche Richters. Was hier vorgeht, ist die zweite Entdeckung Afrikas. Ihre Schwierigkeiten sind nicht geringer als die geographischen, sondern größer. Sie sind sozialer Natur, und sie erfordern die in Europa sowenig entwickelte Menschlichkeit.

Denkt an die Aktion des DGB „Wir helfen“

Erste Bundesjugendkonferenz der Gewerkschaft Handel - Banken - Versicherungen

Fotos: Udo Hoffmann



„Wenn wir es so machen würden . . .“

„Die Tradition sollte von uns nicht als Sofa, sondern als Sprungbrett benutzt werden!“ Wolfgang Wozniak, der Bundesjugendsekretär der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen gab mit diesem Aufruf am 12. November in Königswinter gleichsam den Anstoß zum ersten Sprung auf die höchste Ebene – Die Bundesebene.

Die erste Bundesjugendkonferenz der Gewerkschaft HBV fand am 12. und 13. November in Königswinter statt.

Bei den rund 90 Delegierten war aber ein „Verweilen im Höhenflug“ – wie leider in „dieser Höhe“ oft üblich – nicht zu befürchten. Die jungen Stenotypistinnen, Verkäuferinnen, Buchhalter und Kaufleute fanden sich sehr rasch auf dem Boden der Wirklichkeit des rauen Alltags wieder. Sie gingen noch mit jener Ernsthaftigkeit und Frische, die ihrer Ansicht nach einer solchen ersten Konferenz gebührt, auch an die „kleinsten“ Probleme heran; was sie aber wiederum nicht hinderte, hin und wieder eine Seitensprung in die „hohe Politik“ zu versuchen.

Als „hohe Gäste“ konnte die Konferenz das DGB-Vorstandsmitglied und Leiter der Hauptabteilung Jugend im DGB, Werner Hansen, und den Vorsitzenden des parlamentarischen Ausschusses für Arbeit, Heinrich Scheppmann, begrüßen. Der Vorsitzende der FDP-Fraktion, Dr. Erich Mende, sandte eine Grußbotschaft, in der es u. a. heißt: „Gerade die auf Ihrer Tagung zur Diskussion stehenden Probleme finden zu jeder Zeit unsere größte Aufmerksamkeit . . . Auch die vor uns liegende Zeit einer weitgehenden Automation wird niemals von Elektronenhirnen bestimmt, sondern nach wie vor durch das sittliche Verhalten des denkenden Menschen. Darum bezeichnen wir Freien Demokraten uns auch zum Prinzip der differenzierten Leistungsgesellschaft.“

Da draußen steht einer . . .

Das erste Problem, das die jungen Delegierten – das Durchschnittsalter lag bei 22, der jüngste war 19 Jahre alt – zu meistern hatten,

war: Da draußen steht einer, wollen wir ihn hereinlassen? (Eine FDGB-Kommission bat mit biederem Gesichtsausdruck, ihre Grüße überbringen zu dürfen.) Man lehnte entschieden ab, wenn auch dem objektiven Beobachter auffallen mußte, daß diese Ablehnung kein stures „Sich-nach-einem-Verbot-Richten“ war, sondern eigenständigen Überlegungen entsprang. Der vorwärtsdrängende, tatendurstige und – Gott sei Dank – durch nichts zu unterdrückende Optimismus der Jugend warf natürlich auch in Königswinter die alte, ewig neue Frage auf, warum soll man nicht doch versuchen, eine Diskussion mit den FDGB-Funktionären zu beginnen. Es müßte doch gelingen, ihre fadenscheinigen Argumente zu widerlegen! – Und bei diesem Gedanken stockten dann meist die Redner, als sie sich bewußt wurden, daß sie frei vor einem Forum ihre persönliche Meinung aussprechen konnten, während der Bruder in der sogenannten DDR dafür schön ins Gefängnis käme. Warum also den Unterstützenden eines solchen Regimes hier Redefreiheit gewähren?

Prof. Dr. Asendorf, der am zweiten Konferenztag ein Referat hielt, konnte sicherlich einige Kollegen, die besonders hartnäckig ihre eigenen Ideen vertraten, recht nachdenklich stimmen, als er sagte: „Interessen haben, heißt im Grunde, den großen Interessen im Wege stehen. Das einzelne Mitglied darf seine eigenen Interessen nicht mit dem ‚Ganzen‘ verwechseln. Es muß aber auch wissen, daß sein Interesse ihn zu einem Glied des Ganzen macht.“

Ein Freund bei der Bundeswehr

Ich habe einen Freund bei der Bundeswehr, ein wirklich feiner Kerl! Wir müssen alle mal zur Bundeswehr, man kann sie doch nicht einfach totschießen! So lauteten die Ansichten an den meisten Mittagstischen, nachdem man kurz vorher mit 48 gegen 19 Stimmen die Entschließung la „Kontakte zur Bundeswehr“ angenommen hatte. In der Begründung hierzu heißt es aber nachdrücklich: „Für die Gewerkschaftsjugend ist die Bundeswehr kein Gesprächspartner über politische Fragen.“ Diese Fragen könne die Bundeswehr nur mit den



„Ich bin der Ansicht . . .“

„Wir müssen mehr tun“

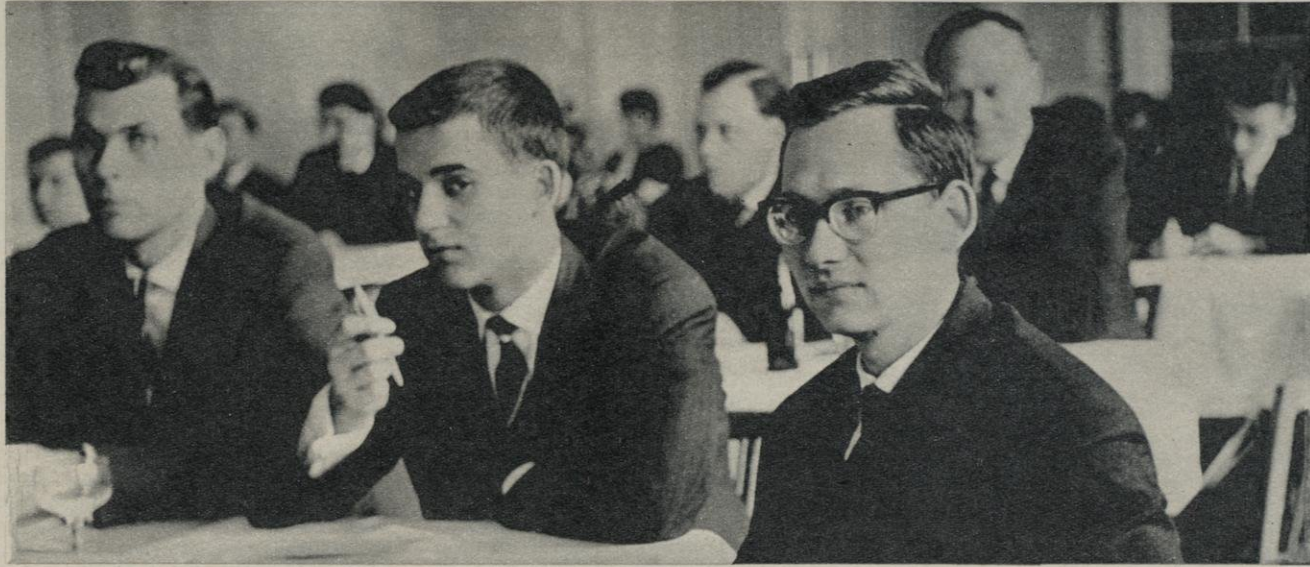
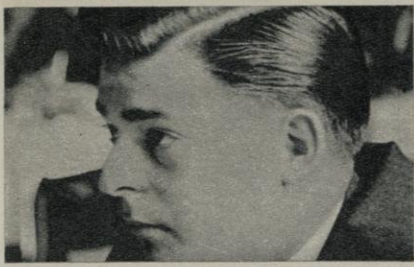


Parteien diskutieren. Die Entschließung der HBV-Jugend bezieht sich also nur auf das reine Informationsgespräch. Am Abend lachte man schon wieder froh und entspannt, als ein Spieler der DGB-Kabarett-Gruppe sagte: „Wir drucken nur noch Schundliteratur, denn das macht sich bezahlt.“ Am Nachmittag hatte man noch ernst und besorgt über die beste Formulierung eines Antrages über kriegsverherrlichende Schriften diskutiert. Trotz des starken Arbeitspensums, das in knapp zwei Tagen bewältigt werden mußte, wurden die etwa 40 Entschließungen und Anträge besonders gewissenhaft diskutiert, gleichgültig, ob es sich um die Notstandsgesetzgebung, die Krankenkassenreform, die Jugendarbeitszeit oder die Etatmittel (die natürlich erhöht werden sollten) handelte. Die Anträge, die sich gegen eine Verlängerung der Lehrzeit im Zusammenhang mit der allgemeinen Arbeitszeitverkürzung richteten, wurden durch ein Forumgespräch über die Berufsausbildung, an dem Betriebsräte, Vertreter der Arbeitgeber, der Gewerkschaften und der Berufsschulen teilnahmen, erhärtet. Darüber hinaus erklärte sich im Verlaufe dieses Gesprächs der Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer, Dr. Egerer, mit den Gewerkschaften einig, eine Verkürzung der Lehrzeit abzulehnen, bis nicht eine Verlängerung der Grundschule durch Einführung des berufsvorbildenden neunten und zehnten Schuljahres erreicht ist.

Wiedersehen in eineinhalb Jahren

Nicht nur die Aktentaschen, sondern auch Herz und Sinn der Delegierten waren angefüllt auf der Heimreise in die Landes- und Ortsbezirke, obwohl sich so mancher auf der Tagung durch eine gut einstudierte Rede erleichtert hatte. Das was sie mitnahmen, wiegt sehr viel schwerer und wird so manchen „Schwerpunkt“ zur Folge haben. Auf Wiedersehen auf dieser Ebene in eineinhalb Jahren. Eine hoffnungsvolle Zukunft: Jugend von heute – Gesellschaft von morgen.

Karola Altschuh



Etwas skeptisch

Freie Entscheidung gehört zur Demokratie



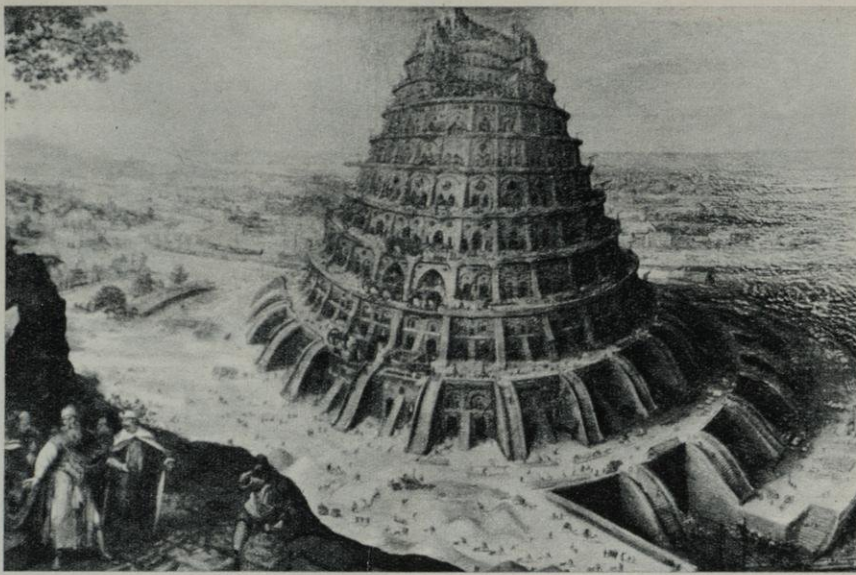
Die ganz vornehmen Damen

Finale des Kabarets

Und Werner Hansen lacht dazu



SYNAGOGA



Tobias von Verhaeght (1561—1631) „Babylonischer Turm“

E. J. Bendemann (1811—1889) „Trauernde Juden im Exil“



Jankel Adler (1895—1949) „Pukimspieler“



Fotos: Udo Hoffmann

Betritt man in diesen Wochen den ehemaligen Luftschutzbunker am Bahnhof in Recklinghausen, jetzt Kunsthalle der Stadt, wo alljährlich anlässlich der Ruhrfestspiele des DGB die berühmten Kunstausstellungen stattfinden, so wird man mit den Worten PAIX – FRIEDE – SCHALOM – PEACE – VREDE – PACE konfrontiert.

Die Veranstaltung einer Friedensgesellschaft? Oder eine Weihnachtsschau, wie sie schon mal hier gezeigt wurde, wo die Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden...“, etwas abgekürzt, in vielen Sprachen erscheint? Keineswegs! Die neue große Ausstellung hat nichts, zumindest nicht direkt etwas mit Christentum zu tun, obwohl das Alte Testament, das hier eine Hauptrolle spielt, den Christen, aber auch den Juden gehört.

Unter diesen Friedensworten steht ein griechischer Marmor, darstellend einen siebenarmigen Leuchter. Er war im Altertum Symbol des Judentums. Die Ausstellung, die hier bis 15. Januar 1961 dauert, trägt die Überschrift SYNAGOGA. Dies Wort heißt Zusammenkunft. Aber so recht kann man sich noch nicht vorstellen, wie die Ausstellung aussehen wird. Allerdings vermutet man etwas Besonderes, Interessantes, Attraktives, wie das in Recklinghausen wiederholt der Fall war.

Voller Spannung betreten wir die Ausstellung und blättern in dem stattlichen Katalog zu dieser bisher größten Schau, wie uns Thomas Grochowiak, der Recklinghauser Museumsdirektor, verrät. Wir lesen da: Synagoga – Kultgeräte und Kunstwerke von der Zeit der Patriarchen bis zur Gegenwart. Zum Ehrenausschuß gehört auch der Vorsitzende des DGB, Willi Richter.

Und dann die Leihgeber: Es sind mehr als 100 öffentliche und private Sammlungen buchstäblich „aus aller Welt“ hier beteiligt – sogar aus Ost- und Westberlin. Schließlich die mannigfaltige Reihe von Aufsätzen zu einzelnen Problemen, die in dieser Ausstellung aufgezeigt sind, Hinweise auf die einschlägige Literatur, die Beschreibung der ausgestellten Werke und eine reiche Anzahl von erstklassigen Abbildungen. Ich erwähne diesen Katalog, weil er ein wertvolles „Buch“ darstellt, in dem man immer wieder blättern und lesen, anschauen und immer neue Entdeckungen machen kann – und weil er auch denen viel gibt, die nicht nach Recklinghausen fahren können, allen, die sich mit der Religion und der Kultur der Juden befassen möchten, mit jenem Kapitel, das in Deutschland zwölf Jahre lang wahrlich nur verzerrt dargeboten wurde.

Die erste Abteilung zeigt Objekte aus der Zeit des Alten und Neuen Testaments, von der Patriarchenzeit bis zum 6. Jahrhundert n. Chr., dazu Karten, Kopien und Fotos. Im heutigen Staate Israel ist die Archäologie, die Altertumswissenschaft, zum „Volkssport“, zur wichtigsten Freizeitgestaltung vieler Israelis geworden; die Behörden wenden beträchtliche Summen für diese Wissenschaft auf. Daher tauchen laufend Gefäße aus Glas und Ton, Geräte, Lampen, Münzen aus alter Zeit auf, Grabsteine und Architekturteile. Davon ist in Recklinghausen manches zu sehen. Von hier, von der frühesten Zeit jüdischer Geschichte, reicht der Bogen bis zur Gegenwart, bis zur modernen Kunst, etwa bis zu Marc Chagall. Zunächst sind die Objekte selbst Zeugen des kultischen Lebens. Man sieht Schriften aus Spanien und Polen, Deutschland und Frankreich, Belgien, Ungarn, Böhmen und Italien, ferner begeistern die kostbaren Kultgeräte und die Ausstattungen von Synagogen: Thora-Mäntel, Schreine, Kronen, Thora-Vorhänge und Schilde, Kidduschbecher, Teller – und

ebenso in mannigfaltigen Variationen die Leuchter, vom französischen Marmorleuchter aus dem 12. Jahrhundert bis zum kupfernen, zwei Meter hohen aus Polen um 1800. Welcher Zauber entströmt den kunstvoll gearbeiteten Hochzeitsringen! Italienische und deutsche Goldschmiede haben hier ihre Meisterwerke geliefert. Daß sogar eine ganze Betstube aus Holz, zauberhaft, phantasievoll bemalt (1735), im Original in der Ausstellung aufgebaut ist, darf als besondere Attraktion bezeichnet werden.

Die Ausstellung wird mit Illustrationen der Bibel beschlossen, mit Darstellungen, die von Bibeltexten oder vom religiösen Leben der Juden angeregt wurden. Sie beginnen etwa mit den römischen Sarkophagen aus dem 3. und 4. Jahrhundert, darauf Abrahams Opfer oder der Prophet Elia und Moses, wie er die Gesetzestafeln empfängt; aus dem 11. Jahrhundert ein französisches Kapitell mit der Opferung Isaaks, ein Jahrhundert später eine byzantinische Elfenbeinschnitzerei: aus der Geschichte Josephs. Und so gehen die Plastiken, Gemälde und Graphiken weiter bis in unsere Zeit. Wenn man weiß, daß die strenggläubigen Juden nie Bildhauer waren, ja ihrem Glauben nach nicht sein durften, so begreifen wir sofort, daß die Kunst, was die bildliche Darstellung anbetrifft, hauptsächlich von Nichtjuden gespeist wurde. Das zweite Gebot schien nämlich jedes Schaffen von „Bildern“ auszuschließen und die jüdischen Künstler auf ornamentale und geometrische Malerei zu verweisen. Freilich hat man dies Verbot zu verschiedenen Zeiten nicht streng und ausschließlich, absolut verstanden oder subjektiver ausgelegt. Daß gerade die heutige abstrakte Kunst im Einklang mit jenem Gebot steht und somit den strenggläubigen Juden eine große Chance gibt, sei hier nur angemerkt.

So ist die Recklinghauser Ausstellung keine Ausstellung jüdischer Künstler. Zu allen Zeiten haben gerade die christlichen Künstler bedeutende „Illustrationen“ zum Alten Testament geliefert; aus dieser Ausstellung seien genannt die katholischen Rubens und Charles Lebrun, Hofmaler Ludwig XIV., und Alfred Kubin, die evangelischen Rembrandt, Nolde und Pankok und die russischen Maler von griechisch-orthodoxen Heiligenbildern (Ikonen). Daß nicht alle jüdischen Künstler das zweite Gebot so streng nahmen, beweisen folgende

Anselm Feuerbach (1829—1880) „Mirjam“





Josef Braels (1824—1911) „Judenhochzeit“ (Ausschnitt)



Emil Nolde (1867—1956) „Josephs Versuchung“

Marc Chagall „Der gelbe Rabbiner“

Namen, die zum Teil in der Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts zu Weltgeltung kamen: Josef Israels, Isidor Kaufmann, Max Liebermann, Steinhardt, Lesser Ury, Jankel Adler, Marc Chagall, Mane Katz und Meidner.

Bis auf einige eindringliche Fotos – ein jüdisches Mädchen am Tage ihrer Deportation aus der Heimat, Synagogenbrand, Bilder aus den KZs – verzichtete die Museumsleitung darauf, die Leiden der Juden in der jüngsten Vergangenheit darzustellen. Und wenn wiederholt gerade von jüdischer Seite geäußert wurde, daß die SYNAGOGA ein kulturelles Ereignis, eine Demonstration künstlerisch-kultischen Geistes sein soll, so wollen wir diese Bekenntnisse als einen Versöhnungsakt, eine Friedensbotschaft auffassen.

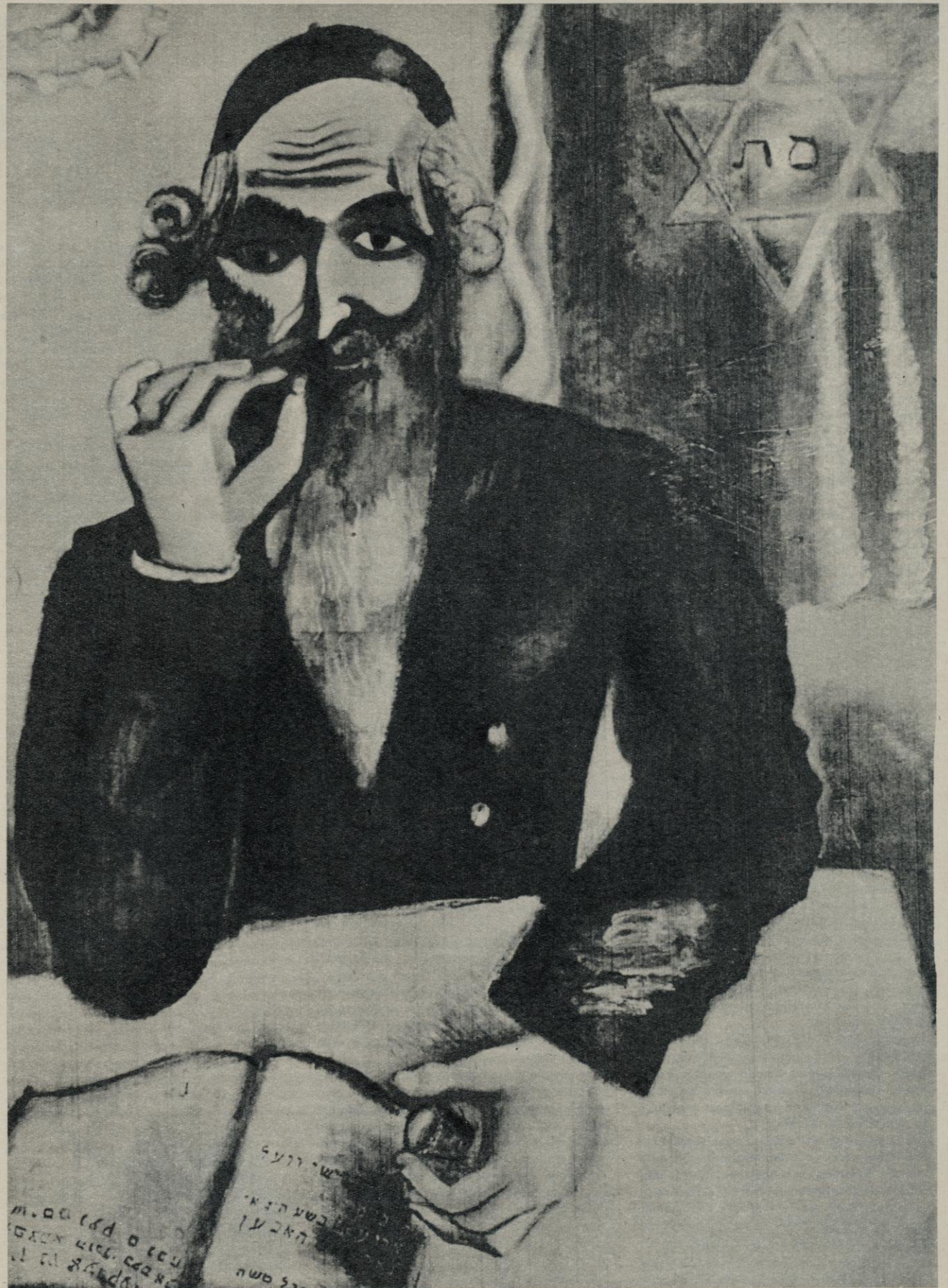
Die deutschen Besucher der Ausstellung sollten allerdings freimütig auch die politische Seite dieser Veranstaltung sehen – als einen Akt der Wiedergutmachung am jüdischen Volk.

So bekannte der Schirmherr der Ausstellung, Bundespräsident Lübke, auf der Eröffnungsfeier, nachdem ein Satz des Konzertes für Violine und Orchester von Benjamin Frankel „Dem Gedenken der sechs Millionen“ verklungen war, u.a.:

„... Ich wollte in erster Linie dazu beitragen, daß diese Ausstellung mehr werde als ein kunsthistorisches Ereignis. Mit meiner Anteilnahme möchte ich bekräftigen, daß unsere jüdischen Mitbürger gleichberechtigte und gleichverpflichtete Mitglieder unseres Gemeinwesens sind und mich so zur moralischen und materiellen Wiedergutmachung bekennen. Und ich will schließlich die Verpflichtung klarstellen, die hinsichtlich der Erziehung der jungen Generation auf uns allen liegt, damit jede Wiederholung des geschehenen Unrechts und der Greuel unmöglich wird...“

Günther Ott

Mane Katz „Drei Rabbiner“



Onkel Trompete

Erzählung von Philipp Wiebe

Illustrationen: Joachim Braatz



Wenn die Heilige Nacht den Heiligen Abend ablöst, wenn die Kinder im ersten Schlaf liegen, vom Weihnachtsbaum träumend, wenn die Erwachsenen noch beisammen sitzen, plaudernd und trinkend, um diese Zeit hallen die klaren feierlichen Töne einer Trompete durch die Straßen unserer Stadt, makellos geblasene Weihnachtsmelodien; die Erwachsenen schweigen und horchen, viele Kinder wachen auf, horchen, lächeln und flüstern in die sanfte Dunkelheit: „Onkel Trompete“. Auch die Erwachsenen nicken sich zufrieden zu und sagen: „Onkel Trompete“, und allen kommt es so vor, als habe eigentlich erst jetzt das Weihnachtsfest begonnen.

Als Ewald Regler sich die Trompete kaufte, war er erst 16 Jahre alt. Er kaufte sie von den 50 Goldmark, die ihm eine Tante hinterlassen hatte. Damals schrieb man das Jahr 1906, und Ewald arbeitete in einer Dorfschreinerei, deren korpulenter Besitzer, der Meister Pütz, Regimentstrompeter gewesen war, im Krieg 1870/71 oft das Signal zum Angriff geblasen hatte und dafür mit einem Orden dekoriert worden war. Nur sehr selten rührte dieser Meister Pütz einen Hobel oder eine Säge an, er blies vielmehr, während sein Lehrling Ewald und die zwei Gesellen arbeiteten, Angriffssignale, den Großen Zapfenstreich und das frisch-fröhliche Soldatenlied: „Es spritzt mein Blut fürs Vaterland, dem Feind zur Schand, dem Feind zur Schand.“ Möglich, daß Ewald damals den Ehrgeiz besaß, dereinst auch Regimentstrompeter zu werden, möglich auch, daß er sein Handwerk nicht besonders liebte und seinen Meister um dessen trompetendes Dasein beneidete, jedenfalls bat er Herrn Pütz, nachdem er sich die Trompete gekauft hatte, ihm Unterrichtsstunden zu geben. Nach drei Stunden war der Meister davon überzeugt, daß in Ewald eine Begabung heranwuchs, die zu pflegen sich lohnte. Zwar lernte sein Schüler bei ihm keine Noten, doch jede Melodie, die er nur zweimal gehört hatte, blies er Ton für Ton genau nach. Und schon bald bliesen Meister und Lehrling den Großen Zapfenstreich zweistimmig zum unterdrückten Ärger der zwei Gesellen, die sägen, hobeln und feilen mußten.

So ging das jahrelang, bis Meister Pütz starb. Ewald hatte nicht gehaut, wie tief er sich in seines Meisters Herz hineintrompetet hatte, und so war er sehr verduzt, als ihm der Notar mitteilte, der kinderlos Verbliebene habe ihm die Werkstatt vermach.

Das geschah im Jahr 1913. Ewald besaß nun eine Schreinerei, aber den Meistergrad konnte er nicht erwerben, zu ungewohnt war seinen Händen das Hantieren mit Holz und Werkzeug geworden. Nach wie vor blies er auf seiner Trompete und hielt dabei ein wachsames Auge auf seine Angestellten. Diese Idylle, wie so manche Idylle in jener Zeit, störte ein neuer Krieg. Ewald Regler eilte zu den Waffen, wie

man so optimistisch sagte, und als er bei den Waffen angelangt war, wies er sofort auf seine Trompeterqualitäten hin, empfing schnell auf der Instrumentenkammer eine regimentseigene Trompete, die er nun täglich putzen mußte. Bald zeigte sich, daß nur wenige Trompeter derart aufmunternd zum Angriff blasen konnten wie Ewald, die Rekruten stürmten bei diesen Signalen mit jenem Elan vor, der die Todesbereitschaft fürs Vaterland fördert. Das war dem Kommandeur Grund genug, Ewalds Abstellung immer wieder zu verschieben, und als er endlich an die Front kam, war diese erstarrt, und kein aufmunterndes Trompetensignal vermochte sie aufzutauen.

Auf dem Felde der Ehre, wie es so tröstlich heißt, opferte Ewald seinem Kaiser ein Bein. Fiebernd langte er im Lazarett an, das in unserer Stadt lag, lange schwebte er zwischen Leben und Tod, genas jedoch langsam und gewann dabei das Herz der Rot-Kreuz-Schwester Grete; nicht zuletzt dadurch, daß er am Heiligen Abend auf seiner Trompete so vollendet die alten Weihnachtslieder blies. Grete, die hübsch war und manchen Verehrer hatte – selbst ein Major war darunter! –, heiratete zehn Monate nach Kriegsende den einbeinigen Ewald. Der verkaufte seine Schreinerei und mietete eine kleine Wohnung in unserer Stadt. In normalen Zeiten hätte das junge Paar gut einige Jahre vom Verkaufserlös und von Gretes Ersparnissen leben können, bis Ewald sich an seinen einbeinigen Zustand gewöhnt haben würde, doch die Zeiten verschlechterten sich von Tag zu Tag, sie entwerteten rücksichtslos das kleine Vermögen. Und als das Weihnachtsfest 1920 nahte, blickten sich Ewald und Grete verzweifelt und ratlos an.

Ewald zögerte nicht, sich nach einer einträglichen Arbeit umzusehen. Jetzt bedauerte er, sein Schreinerhandwerk vernachlässigt zu haben. Gleichwohl schnallte er seine Prothese an den schmerzenden Beinstumpf und humpelte von einer Schreinerei zur anderen. Man ließ es nicht an Höflichkeit fehlen, man wußte, was man einem Kriegsinvaliden schuldig war, aber man lehnte ihn ab. Die Zeiten seien schlecht, gerade habe man einen Gesellen entlassen müssen, er möge doch später wieder einmal anfragen.

Drei Tage lang suchte Ewald Arbeit, es waren die bittersten Tage seines Lebens, dann ging er nach Hause, sah dort seine Frau, die ihm bang und erwartungsvoll entgegenblickte, zuckte die Schultern, zauderte noch einige Minuten, griff dann aber entschlossen zu seiner Trompete. Als er mit ihr die Wohnung verlassen wollte, fragte Grete: „Wo willst du hin?“ „Vielleicht stellt mich die Kapelle an, die im ‚Schwarzen Diamanten‘ immer zum Tanz aufspielt“, sagte Ewald leise. Dabei wußte er, daß er dort keine Aussichten hatte, er dachte an einen anderen Ausweg. Ihn trieben die ver-

zweifelten Augen seiner Frau, trieben ihn zur Hauptgeschäftsstraße, machten ihm die Überwindung, vor dem Schuhgeschäft Jampel die Trompete an den Mund zu setzen, leichter. Die ersten Töne kamen zaghaft, sein Atem war ungewohnt knapp, der Beinstumpf schmerzte mehr denn je, feiner Regen fiel auf sein Gesicht, auf die schimmernde Trompete. Ewald zwang sich, die Melodie zu Ende zu spielen: „Stille Nacht, Heilige Nacht...“, dies friedliche Signal der Christenheit. Die Straßenpassanten musterten ihn von weitem, etwas erstaunt, etwas belustigt, kamen sie jedoch in seine Nähe, blickten sie schnell zur Seite in die Schaufenster des Schuhgeschäfts. Ewald überlegte, ob er sich einfach auf die feuchten Pflastersteine setzen, ob er mitleidig seine Prothese entblößen und den Hut danebenstellen sollte. Er wußte, daß er, daß seine Verwundung Mitleid erregen konnte, aber er haßte es, dem Mitleid ausgeliefert zu sein. Er wollte kein Bettler sein, er war ein erfolgsgewohnter Trompeter, man sollte sein Können honorieren, nicht sein verlorenes Bein bezahlen.

Während er ratlos eine andere Melodie blies – „Am Weihnachtsbaume, die Lichter brennen...“ –, schaute er durch die gläserne Eingangstür in das Schuhgeschäft, sah darin Menschen, die in neuen Schuhen prüfend vor Spiegeln auf und ab schritten, und dann fiel sein Blick auf Frau Jampel, die hinter der Kasse saß und ihm zulächelte. Nachdem er die Trompete abgesetzt hatte, lächelte er verwirrt zurück. Er konnte nicht glauben, daß Frau Jampels Lächeln ihm galt. Aber jetzt winkte sie ihm sogar, Ewald zeigte fragend mit dem Mundstück der Trompete auf sich und hob ein wenig die Schultern, darauf nickte Frau Jampel heftig, und er betrat das Schuhgeschäft.

„Ich finde, Sie blasen die Weihnachtslieder sehr schön“, sagte Frau Jampel, dabei schob sie ihm diskret 50 Mark zu, Inflationsmark, aber doch noch eine hohe Summe. Ewald stotterte verlegen, als er „Vielen Dank herzlichen Dank, gnädige Frau!“ sagte. Aber das schien ihm zu wenig, mehr wollte er dem schönen dunklen Gesicht der Frau Jampel sagen, und so flüsterte er: „Aber für Sie ist doch gar nicht Weihnachten.“

Frau Jampel lachte. „Was tut das?“ fragte sie. „Ich finde die Melodien wunderbar!“

Als Ewald wieder auf der Straße stand, war ihm leichter ums Herz. Diese Leichtigkeit machte ihn kühner. Er blies vor jedem Geschäft, gab sich Mühe wie noch nie, dann ging er hinein, und nur selten schickte man ihn ohne ein paar Mark wieder fort. In einem Juweliersgeschäft zahlte gerade ein hochgewachsener gutgekleideter Herr für einen funkelnden Ring. Der Juwelier hob schon abweisend die Brauen, da drehte sich der Herr schnell um und hielt Ewald einen Hundertmarkschein entgegen. Als Ewald zögerte, ihn zu nehmen, brummte der Herr: „Stellen Sie sich nicht an. Sie sehen doch, daß ich Geld wie Dreck habe!“ Dabei zeigte er auf einen hohen Packer Geldscheine, den die blassen flinken Finger des verblüfften Juweliers gerade zählend durchblättern.

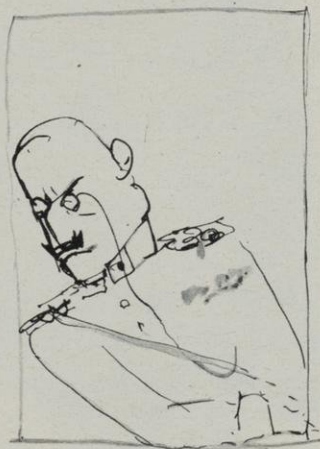
Nach fünf Stunden legte Ewald zu Hause 250 Mark auf den Tisch.

„Du hast gebettelt?“ fragte Grete zögernd und wurde rot.

„Ich habe gespielt, und man hat mich dafür bezahlt. Das kann man nicht betteln nennen, das ist ehrlich verdientes Geld“, sagte Ewald milde. Grete blickte in sein abgespanntes Gesicht und flüsterte: „Schwer verdientes Geld.“

Jeden Tag humpelte Ewald jetzt durch die Straßen unserer Stadt und trompetete. Paketbeladen kam er am Heiligen Abend nach Hause, sehr müde, aber seine Augen leuchteten. Unter der kleinen Tanne, die sie geschmückt hatte, küßte Grete ihren Mann, dabei spürte sie seine rissigen Lippen.

Nach Weihnachten ging Ewald zur Polizei und bat um eine Straßenmusikantenlizenz. Man ließ ihn vorspielen, und er blies im Hof des Polizei-



gebäudes den Großen Zapfenstreich. Danach beugte sich der Polizeimajor Schinzing aus dem Fenster und rief: „Tadellos, der Mann! Lizenz sofort für fünf Jahre ausstellen. Habe noch nie so gut Großen Zapfenstreich gehört!“ Ewald Reglers Berechnung war richtig gewesen, aber er schwor sich, nun nie wieder den Zapfenstreich zu blasen. Er hatte das merkwürdige Gefühl, sein Bein, das bei Verdun lag, schmerze dann. Er blies „Waldeslust, Waldeslust, oh, wie einsam schlägt die Brust“, blies Polkas, Tangos, Charleston und jede Melodie, die gerade modern war. Im Jahre 1930 kam ein Song aus Berlin mit dem Text: „Und der Haifisch, der hat Zähne, und die trägt er im Gesicht. Und Mackie, der hat ein Messer, doch das Messer sieht man nicht!“

Sie gefiel ihm sehr, und jahrelang blies er diese Weise. 1935 kostete sie ihm die Lizenz. Er hatte sie geblasen, obwohl sie verboten war. Ewald begriff nicht, wieso man eine Melodie verbieten konnte, aber er hatte das Verbot einzuhalten versucht. Nur passierte es ihm oft, daß er vertraute Melodien ganz gedankenlos blies, und als ihn dann ein Polizist darauf aufmerksam machte, war Ewald sehr erstaunt. Doch man glaubte ihm sein Erstaunen nicht, entzog ihm die Lizenz und gab ihm einen Nachtwächterposten auf dem Schlachthof.

In der großen Schlachthalle, in der es nach der Angst und dem Blut Tausender Rinder und Schweine roch, blies Ewald manchmal des Nachts auf seiner Trompete. Er entdeckte eine überraschende Akustik, die den Anschein erweckte, als würden zwei Trompeten geblasen. Kurz vor Weihnachten des Jahres 1938 hörte er, man habe die Jampels abgeholt. Jeder in unserer Stadt wußte, was das bedeutete. Ewald blies in der hohen Schlachthalle jenes Lied, das er einst vor dem Schuhgeschäft geblasen hatte: „Stille Nacht, Heilige...“ Er hatte dabei Tränen in den Augen und dachte an das schöne gütige Gesicht der Frau Jampel.

Und wieder kam ein Krieg. Er dauerte 56 Monate und umfaßte fünf Weihnachtsfeste, die keine stillen Nächte mehr hatten. Kurz nach dem dritten Kriegsweihnachten kam Ewald eines Morgens vom Schlachthof nach Hause und fand weder Haus noch Frau. Aus den Trümmern ragte die Spitze einer Tanne, noch geschmückt mit einem kleinen glitzernden Stern, jenem Stern, den Grete im Jahr 1920 gekauft hatte. Ewald besaß nur noch die Trompete. Bis zum Kriegsende rührte er sie nicht mehr an, zu schmerzhaft waren die Erinnerungen, die ihr Klang wachrief.

Doch nach dem Krieg überwand Ewald sich und putzte sie sorgfältig. Dann humpelte er wieder durch unsere Stadt, durch die Straßen, die jetzt zerstört waren, und blies die Melodien, die er 10 Jahre zuvor geliebt hatte. Zuerst den „Haifisch-Song“, vor dem Polizeipräsidenten. Kein Major öffnete das Fenster und lobte ihn. Aber die Menschen unserer Stadt erinnerten sich Ewalds gut, er merkte, daß sie ihn vermißt hatten in all den Jahren. Auch Geld gaben sie ihm, reichlich Geld, denn es war abermals fast wertlos. Die neuen Modemelodien, Swing und Be-Bop, behagten ihm nicht, nur der Blues fand seinen Beifall, ihn blies er mit Begeisterung. Bald riefen ihm die Kinder neckend „Louis Armstrong“ nach.

Die Zeiten wurden besser, die Menschen geiziger, doch wenn überhaupt ein Straßenmusikant Geld bekam, dann war es Ewald. Keiner weiß, wer es aufgebracht hatte, aber eines Tages nannte man ihn überall „Onkel Trompete“. Er ließ es sich gefallen und lächelte.

Seit drei Jahren durchhumpelt Onkel Trompete nicht mehr Tag für Tag die Straßen. Er wohnt in einem Altersheim und lauscht den neuen Melodien, die aus dem Gemeinschaftsradio klingen. Mit gestopfter Trompete bläst er sie nach, aber offenbar hat sein Gehör nachgelassen, denn so manchem Ton fehlt die gewohnte Reinheit. Er weiß es und zuckt nur betrübt die hageren Schultern. Die alten Melodien hingegen blasen sich wie von selbst, vor allem natürlich die Weihnachtslieder, die den Beginn seiner Laufbahn bestimmten. Und deshalb mißachtet er die Warnungen des Arztes, deshalb schleicht er sich eine Woche vor dem Fest aus dem Altersheim, die Trompete unter dem Mantel verbergend, um den Menschen unserer Stadt zu beweisen, daß er noch lebt. Er ist fast 70 Jahre alt, hat sich einen langen weißen Bart wachsen lassen und seine Augen tränen stets ein wenig, was seinem Gesicht ei-



nen verschmitzten Ausdruck verleiht. Wenn ein Kind ihm nachruft „Weihnachtsmann!“, protestieren andere Kinder, die es besser wissen, sie rufen: „Onkel Trompete!“ Ewald setzt die Trompete an die Lippen und bläst „Süßer die Glocken nie klingen...“ Das Schuhgeschäft ist wieder aufgebaut, der Besitzer heißt nicht mehr Jampel, aber eine Mark gibt auch er. Im Geschäft schreiten wieder Menschen in neuen Schuhen vor niedrigen Spiegeln prüfend auf und ab. Es ist wie vor 40 Jahren. Auch Ewalds Bein schmerzt wie vor 40 Jahren, doch längst hat er sich an diese Schmerzen gewöhnt. Aufrecht humpelt er von Geschäft zu Geschäft, stolz nimmt er Geld entgegen, blickt nie auf die Münze, läßt sie einfach in die Manteltasche fallen. Alle geben sie ihm etwas, aus abgelegenen Straßen kommen die Kinder der Kinder des Jahres 1925 oder 30 gelaufen und bringen in Papier gewickelte Geldstücke. Es gibt auch Leute, die um den „Haifisch-Song“ bitten „Das paßt zwar nicht in diese Zeit, aber...“ sagt Ewald, die Trompete schon an den Mund setzend. Man sieht ihm an und man hört es, wie gern er diese Melodie bläst. Manche, die nicht wissen, daß er sie schon vor 20 Jahren blies, sagen anerkennend: „Modern ist der Onkel Trompete, kann man nicht anders sagen.“

Am Heiligen Abend bläst er zum letztenmal im alten Jahr „Onkel Trompete“, sagen und denken alle, die ihn hören. Dieser oder jener öffnet das Fenster und will ihm Geld geben, doch das lehnt er hoheitsvoll ab. „Diesmal ist es umsonst“, so sagt er, „diesmal ist es nur ein Dank!“

Geladen wie der Zorn

Ute Erb ist ein zorniges junges Mädchen aus Mitteldeutschland. Bis zum sechzehnten Jahr lebte sie mit Eltern und Geschwistern in einer Universitätsstadt der Ostzone. Eines Morgens ging sie nicht zur Schule, sondern zum Bahnhof, fuhr nach Ostberlin, wechselte über nach Westberlin, telegrafierte einem Briefpartner in der Bundesrepublik, setzte sich in ein Flugzeug und landete in Düsseldorf. Mit achtzehn schrieb sie nieder, was sie erlebt hatte: erklärte, warum sie geflohen war. Auch in der Bundesrepublik wurde sie nicht heimisch. Sie konnte und wollte sich nicht anpassen, lebte in verschiedenen Städten, besuchte mehrere Schulen, gab es auf, verdiente sich ein wenig Geld und setzte sich – heute zwanzigjährig – nach Israel ab, um in einem Kibbutz zu arbeiten.

Was Ute Erb niederschrieb, ist nun unter dem Titel „Die Kette an deinem Halse“ als Buch erschienen.

Im Buch der Ute Erb wird ein Bild des Alltags in Mitteldeutschland gezeichnet, wie es keine Zeitung, keine Reportage liefern können. Gewiß ist die Sicht beschränkt auf den Bereich, in dem das Mädchen lebt; aber es finden sich in den subjektiven Aufzeichnungen viele Beobachtungen, die symptomatisch sind für das ganze Gebiet der DDR. Das Mädchen rebelliert – zumeist mit Worten – gegen die Funktionäre der Partei, weil sie so langweilig und phantasielos sind; Ulbricht ist schuld, daß sie keine moderne Literatur lesen kann. Sie spottet über „unsern gesunden Sowjetoptimismus“, berichtet vom Leben in der FDJ, von Schikanen, Bspitzelungen, verlogenen Gesinnungen, deutlichem Opportunismus, wie man in der Schule den 17. Juni, die ungarische Revolution, die Suezkrise überwand, wie sie in den Ferien Dienst tut als Straßenbahnschaffnerin. „Die Offiziere waren alle etwas dicker und glänzender als die noch sehr grüne, magere Erfolgsschaff.“

Dennoch läßt sich „Die Kette an deinem Halse“ nicht als ein Beispiel deutscher Widerstandskraft gegen den Kommunismus ansehen. Denn der politische Ursprung des Zorns ist unlöslich verknüpft mit den familiären Schwierigkeiten. („Eine Mutti, die nicht zärtlich ist und nicht mütterlich, und bei der man sich den Gutenachtkuß ausdrücklich bestellen muß.“) Das Mädchen sieht die Eltern alt werden in einer Lebensmühsal ohne Ende und ohne Sinn, erlebt in periodischer Wiederkehr ekelhafte Ehekrise. („Erst im Zank liegen die Beziehungen rein da.“) Sie fühlt sich unverstanden, sie rebelliert mit zornigem Gebaren gegen die Unmenschlichkeit, die darin liegt, daß auch in der Familie persönliche Ungeschorenheit und jegliche Fairneß im Umgang mißachtet werden.

Und wie der politische Ursprung mit dem familiären verknüpft ist, so sind beide durchwirkt und zusammengehalten von einer Lebenshaltung, die man jugendlichen Nihilismus nennen muß, gestützt von der kritisch-radikalen Intelligenz, die natürlicher – und damit tragischerweise zu jung ist, um gewitzt durch Erfahrungen ihr eigentliches Ziel zu suchen. Ute Erb stöhnt vor Abscheu, Haß, Aufruhr und Raserei. („Das Leben ist gar nicht schön, das Leben ist eine Banalität. Jede Fliege an der Wand lebt. Was ist das weiter.“) Ihre Selbst-



kritik ist bohrend, bezieht sich auf den eigenen Charakter, den sie schlecht nennt, und auf den eigenen Körper, den sie verachtet.

Freilich ist der jugendliche Nihilismus nicht so radikal oder rein, wie er sich gibt. Manches Urteil, manche Verachtung sind angelesen; sie wirken in den Aufzeichnungen dennoch nicht komisch, weil die Quellen mitgenannt werden, weil auch fremde Meinungen zur Lebensproblematik gehören, weil das verzweifelte Bemühen sichtbar bleibt, trotz nihilistischer Grundhaltung nach dem Sinn der Existenz zu forschen. So entsteht ein Gemisch aus Verneinung und Idealismus, Kritik, Gefühlsströmen und Weltverbesserungswille. („Ich habe ein Rendezvous! Man fasse das. Jedenfalls ist es bekömmlicher als einsamer Nihilismus.“ „Ich liebe ja doch meine Mutti, ich liebe überhaupt das Leben und alles.“) Ein starkes Verlangen nach persönlicher Freiheit geht durch das selbstverständlich nicht ausgelegene Buch; das Mädchen will sich nicht abfinden, will nicht verzichten auf Selbstverwirklichung, will nicht werden wie die vielen anderen, eine neue Antigone. Darum der Zorn auf das Bestehende in mannigfachen Schattierungen. Darum die Flucht. Es ist nicht wichtig, wohin sie flieht; wichtig ist allein, daß sie flieht.

„Die Kette an deinem Halse“ ist somit ein Dokument für das Jungsein in unserer Zeit – Land und politische Verhältnisse sind auswechselbar –, für die Gefahren, die Einsamkeiten, die Verlorenheiten in einer Gesellschaft von Erwachsenen, die den Mut zu sich selbst verloren haben. Ein Dokument des heilsamen Aufruhrs. Es konnte nur von einem jungen Menschen geschrieben werden. Daß es von einem jungen Mädchen geschrieben wurde, hat seine besonderen Reize. Manches ist zu grell beleuchtet, überzeichnet, kindlich verzerrt; manches ist von erstaunlicher Schärfe der Ironie, der Satire („Mit Tabletten der DDR kann man sich nicht umbringen“); manches erfüllt von ergreifender Trauer jugendlichen Lebensgefühls („Eine Melodie, rau wie nackter Fels, weh wie Wind, geladen wie der Zorn, bevor er weint. Bitter, groß, dunkel. Anklage, stolze Ablehnung von Mitleid und Hilfe, leidvoll, hohnvoll, voll Anarchie, hoffnungslos, verloren.“)

Wenn es in unserm Land erwachsene Leser gibt, die sich für die Schwierigkeiten des Jungseins in unserer Epoche interessieren, werden sie nach diesem Buch greifen. Wenn es bei uns junge Leute gibt, die darauf aus sind, sich selbst ein wenig besser kennen und verstehen zu lernen, werden sie den Buchhändlern die Aufzeichnungen der Ute Erb aus den Händen reißen. Denn „Die Kette an deinem Halse“ ist auch eine Kette an ihrem Halse.

Paul Schallück

Ute Erb: „Die Kette an deinem Halse“. Aufzeichnungen eines zornigen jungen Mädchens aus Mitteldeutschland. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main. DM 12,80.

Wo Heiterkeit und Zärtlichkeit sich finden

Einige Gedanken über den Film
Von Kurt Hoffmann

Regisseur Kurt Hoffmann schuf als 30. Film das Farbfilm-Grusical „Das Spukschloß im Spessart“ mit Liselotte Pulver und dem Filmneuling Heinz Baumann.

Immer wieder kommen Journalisten und Filmfreunde zu mir und wollen Grundsätzliches über Filmregie und Filmkunst hören.

Sie glauben, wer Filme inszeniert, der muß wissen, was er tut, und müßte darüber auch Auskunft geben können. Aber so einfach ist die Geschichte nicht.

Eine Sache tun und darüber reden oder schreiben ist zweierlei – die Herren Kritiker müßten mir da eigentlich beipflichten. Andererseits hat die Wißbegierde natürlich auch ihre Berechtigung.

Grundsätzlich machen sich Filmregisseure wenig Gedanken über Grundsätzliches. Theorie ist nicht ihr Fall; ihre Arbeit beginnt vor der praktischen Aufgabe; ihre Begeisterung entzündet sich erst angesichts der Notwendigkeit der Gestaltung. Ohne Drehbuch und außerhalb des Filmateliers unterscheide ich mich in nichts von Herrn Jedermann aus dem Publikum. Das mag viele enttäuschen; ich aber bin froh, daß es so ist. Nehmen Sie also meine hier ausbreiteten Gedanken nicht allzu wichtig; sie werden nicht etwa in der Absicht einer Belehrung geäußert, sondern entspringen vor allem dem Wunsch, die eigene Unsicherheit in der verstandesmäßigen Erfassung einer vorwiegend intuitiven Tätigkeit zu überwinden.

Der Film wurde auf dem Jahrmart geboren und hat sich noch heute, das wissen wir alle, nicht ganz von seinem Kindheitsmilieu trennen können. Vor allem im Bereich des Heiteren tut er sich recht schwer, das Oberflächliche zu veredeln. Dabei brauchen wir heute den stärkenden Frohsinn notwendiger als zu anderen Zeiten; und wenn mir auch hin und wieder der Ausflug in den bloßen Jux Freude macht – auch zur Freude des Publikums, wie ich hoffe –, so träume ich doch immer von dem, was ich an meinen Vorbildern und Lehrern Reinhold Schünzel, Ernst Lubitsch und René Clair so verehere: von dem Humor aus dem Zentrum des Herzens.

Erlassen Sie es mir bitte, den Begriff „Humor“ zu definieren; ich glaube bestimmt, daß Sie wissen, was ich meine. Wo Menschlichkeit und Ironie sich berühren, wo Heiterkeit und Zärtlichkeit sich finden, da beginnt mein weites Feld...

Viel ist über den Hoffmann-Stil geschrieben worden. Stil? Ich weiß, wenn ich Filme mache, von keinem Stil; und ich wehre mich auch dagegen, eine Art Programm abzuwickeln. Ich möchte immer das ebenso schlicht wie vollkommen ausdrücken, was mir gerade Freude macht, und möchte einmal aktuell und frisch, das andere Mal romantisch und versponnen



Ein Doppeljubiläum feierten Liselotte Pulver und Regisseur Kurt Hoffmann bei ihrer gemeinsamen Arbeit an dem jetzt anlaufenden Farbfilm-Grusical „Das Spukschloß im Spessart“. Für beide war es der 30. Film und der siebente, den sie gemeinsam geschaffen haben.



sein dürfen. Die Gestalten meiner Filme leben sozusagen mit meinem eigenen Herzen. Deshalb genügt mir auch bei der Arbeit nicht, wie man so schön zu sagen pflegt, die „künstlerische Begegnung“, sondern ich brauche darüber hinaus die menschliche Beziehung.

Ich begleite meine Filme von der ersten Zeile bis zur fertigen Kopie. Was die Vorbereitungen betrifft, so lasse ich schon vorher alles bauen und probe mit den Schauspielern und der Kamera das ganze Drehbuch intensiv durch, bevor ich drehe. Voraussetzung dazu ist die exakte Gestaltung des Drehbuchs vor Beginn der Atelierarbeit. Mein kürzlicher Studienaufenthalt in Hollywood hat mir bestätigt, wie bedeutungsvoll dieser Punkt ist. So berechtigt die neue Tendenz zu Einsparungsmaßnahmen in der Filmindustrie sein mag: am Drehbuch darf ebensowenig gespart werden wie an der Werbung, dem leider oft vernachlässigten Stiefkind der deutschen Produzenten und Verleiher. Das Drehbuch und die Werbung müssen für jeden Sparkommissar tabu sein! Hier lohnt sich jede Ausgabe!

Mein neuer Film „Das Spukschloß im Spessart“ hat seinen Reiz in dem humorvoll betrachteten Gegensatz zwischen dem realistisch gezeigten Heute mit teilweise recht frechen Anspielungen auf zeitgenössische Verhältnisse und der „guten, alten Zeit“ mit originellen Szenen um spukende Geister und einer durch Träume auch tanzenden Liselotte Pulver.

Zum anderen strebe ich im „Spukschloß im Spessart“, einem „Grusical“ (von Grusel-Musical), noch stärker als bei meinen letzten Filmen die musikalische Auflösung der Szenen an. Film ist nämlich für mich optisch-musikalische Komposition.

Zum Schluß noch ein Wort zum ebenso interessanten wie umstrittenen „Publikumsgeschmack“. Ehrlich gesagt weiß ich nicht recht, was Publikumsgeschmack eigentlich ist, und kann mich daher bei meiner Arbeit auch nicht danach richten. Da ich letztlich aber auch nur ein Teil des zeitgenössischen Publikums bin und weil ich als Filmregisseur gewissermaßen von der Begegnung mit meinem Publikum lebe, habe ich oft das Glück, die Wünsche der Filmbesucher zu treffen. Im übrigen dürfte ich zu meiner Freude die Erfahrung machen, daß sich eine liebevoll und sorgfältig von den geeigneten Künstlern gestaltete Arbeit fast immer durchsetzt – sofern man nicht ein die Allgemeinheit wenig interessierendes Thema gewählt oder mit Geld und Talenten am falschen Platz gespart hat.

Fotos: Constantin/Witt/Grimm



Die Reise im Ballon

Albert Lamorisse übertrug die Legende vom „Fliegenden Teppich“ in unsere Tage

Es war einmal ein unternehmungslustiger Großvater, der sich etwas ganz Besonderes ausdachte, um seinem Enkelsohn die Geographie Frankreichs beizubringen. Er erfand einen riesigen, mit einem dünnen Gasgemisch gefüllten Luftballon, und mit diesem machten die beiden eine Reise kreuz und quer über Frankreich. Zur gleichen Zeit versuchte ein etwas verrückter Akrobat, sie von unten nicht aus den Augen zu verlieren, folgte ihnen in einem altertümlichen Auto überallhin und war ihnen bei jeder Landung und jedem Start auf umständliche Weise behilflich.

Wenn man diese Reise der beiden im Ballon auf der Filmleinwand mitmacht, wenn man das Gefühl hat, selbst über der erhabenen Gletscherwelt des Mont Blanc, den ehrwürdigen Kathedralen der Bretagne, den wogenden Kornfeldern im Herzen Frankreichs dahinzuschweben, dann verspürt man auch die Begegnung mit dem Wunderbaren und der reinen Poesie.

Aber lassen wir Albert Lamorisse selbst von seinem neuesten Film „Die Reise im Ballon“ berichten, der ebenfalls eine „Feenerzählung ohne Fee“ ist, wie Jean Cocteau seinen unvergeßlichen „Weißen Hengst“ genannt hat. Diese „Reise im Ballon“ ist mehr als der Traum eines Kindes oder eines Heranwachsenden. Er ist, dank der Zauberkraft der Filmleinwand, die Verwirklichung des Märchens vom „Fliegenden Teppich“ geworden – jener orientalischen Legende, in der die Helden imstande waren, die Erde zu überfliegen und das Leben auf ihr zu beobachten aus der Höhe und in der Geschwindigkeit, die sie selbst bestimmten. Genauso machen es diese beiden, der Großvater und sein Enkel, und sie stellen dabei fest, daß Frankreich ein teilweise noch ganz unbekanntes, sehr merkwürdiges, erstaunliches Land ist.

In einer Fülle unerwarteter, verblüffender Abenteuer werden sie verwickelt: ihr Auftauchen stört eine Hetzjagd, verwirrt eine Herde Stiere in einem Naturschutzpark und bringt eine Bauernhochzeit in der Bretagne völlig durcheinander. Und von all diesen teils aufregenden, teils komischen und rührenden Geschehnissen entgeht auch nicht die geringste Einzelheit ihrer stets wachen Entdeckerfreude.

Übrigens wurde mit der „Reise im Ballon“ wohl das erstmal ein Film gedreht, der fast ganz und gar aus Luftaufnahmen besteht.

Zwei Jahre lang hat Albert Lamorisse, den man in Frankreich den „Erzähler in Bildern“ nennt, an seinem neuen Film gearbeitet. Dabei war er Regisseur, Produzent, Drehbuchautor und teilweise auch Kameramann in einer Person. Und damit bewältigte er ein so ungeheures Arbeitspensum, wie es nur ein besessener Künstler vermag.

Eine Inszenierung, für die Lamorisse verantwortlich zeichnet, ist für ihn auch immer eine Familienangelegenheit. Der junge Hauptdarsteller des Films „Der rote Ballon“ war kein anderer als sein eigener Sohn, der damals neunjährige Pascal. Und Pascal spielt auch in „Die Reise im Ballon“ die Rolle des Enkels. Madame Lamorisse ist immer als Sekretärin, Scriptgirl und Fotografin an der Arbeit ihres berühmten Mannes beteiligt. So hat die Familie zwei Jahre lang „im Schatten“ des riesigen Ballons gelebt und immer wieder neue, herr-

liche Winkel ihres Heimatlandes kennengelernt.

Von Bord eines Hubschraubers, auf dem eine Spezialkamera montiert war, wurde der Film gedreht. Diese sehr kostspielige Kamera ist sozusagen der „Superstar“ des Films, denn mit ihr kann man Aufnahmen machen, die unabhängig sind von der Geschwindigkeit und den Schwankungen des Hubschraubers. Der aus schottischer Leinwand gefertigte Ballon ist so hoch wie etwa ein sechsstöckiges Haus; war insgesamt 450 Stunden in der Luft, und jeder Start kostete die runde Summe von einer Million alter Francs.

So versteht man, daß es für Lamorisse bei jeder seiner Unternehmungen heißt: „Entweder alles verlieren – oder alles verdoppeln.“

„Ich zögere niemals, jedes finanzielle Risiko auf mich zu nehmen“, erklärt er. „Und ich kann es mir auch erlauben, denn ich wage Risiken immer nur mit meinem eigenen Geld und niemals mit dem anderer...“

Fotos: Filmsonor/DFH



Vertauschte Rollen

Im Sinne der Völkerverständigung haben sich eine amerikanische und eine russische Produktionsfirma zusammengetan und planen einen Film über die russische und einen über die amerikanische Jugend zu drehen. Die Russen machen den Film über Amerikas Jugend, und die Amerikaner befassen sich mit der jungen russischen Generation.

„Mißbrauchte Jugend“ – für die Jugend

Im Auftrage der Staatsbürgerlichen Bildungsstelle Nordrhein-Westfalens wurde aus 25000 Metern zur Verfügung stehenden Wochenschaumaterials aus der Nazizeit ein Film über die Hitlerjugend, mit dem Titel „Mißbrauchte Jugend“ zusammengestellt. Der Film, der etwa dreißig Minuten läuft, soll in Sondervorstellungen für Schulen gezeigt werden.

Andere Länder, andere Auffassungen

Bernhard Wickis Film „Die Brücke“ läuft in Spanien seit vier Wochen bei ausverkauften Kassen. Die Spanier sind begeistert. Wicki ist jedoch nicht sehr glücklich. Das spanische Publikum nimmt diesen Film nämlich als Heldenepos auf.

Kulturaustausch

In Moskau gibt es rund 100 Kinos. 45 davon spielen zur Zeit amerikanische Filme. Man sagt, daß die Russen durch den russisch-amerikanischen Kulturaustausch in den letzten sechs Monaten mehr amerikanische Filme gesehen haben, als in der ganzen Zeit seit der Oktoberrevolution 1917.

Idealist

In einem Interview mit einer amerikanischen Zeitung meinte William Holden u. a.: „Ich bin kein Schauspieler, ich spiele höchstens mich selbst. Für mich persönlich ist das Leben eines Schauspielers unbefriedigend. Der Autor hämmert einem seine Gedanken ein, der Regisseur spielt jede Bewegung vor, und der Maskenbildner ‚macht‘ unser Gesicht. Ich bin bemüht, auf einer höheren Ebene zu leben.“ Holdens ganzer Stolz ist sein afrikanisches Jagdhaus, in dem er eine Schule für Negerkinder eingerichtet hat. Auf dem Unterrichtsplan stehen Englisch, Französisch, Mathematik und Geschichte.

Geschäftstüchtiger Menschenfreund

Um den italienischen Fremdarbeitern seiner Stadt und Umgebung etwas zu bieten, entschloß sich ein bundesdeutscher Kinobesitzer in seinem Theater italienische Spielfilme in Originalfassung zu zeigen.

Thomas Mann nichts für Indien

Leider wurde die Kette der vielen erfolgreichen deutschen Filmwochen im Ausland unterbrochen. Die deutsche Filmwoche in Bombay endete früher als geplant. Einer der deutschen Filme, „Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“, bekam von der Zensur Indiens auf Grund seines anstößigen Themas Aufhebungsverbot.

Reklamerummel

Ich verstehe das alles nicht. Nun sucht man schon seit geraumer Zeit nach einem Werbespruch für die Kinos. Nach langem Hin und Her kamen in engere Wahl: „Der schönste Platz ist doch im Kino“ – „Am schönsten ist es doch im Kino“ – und „Was anderes sehen – ins Kino gehen“. Glauben die Filmbosse denn allen Ernstes, daß solch billige Sprüche den Umsatz der Kinos steigern werden? Vielleicht versuchen Sie es mal mit anspruchsvolleren Filmen, meine Herren!

Auf den Spuren Marco Polos

Der französische Regisseur Lévy plant die Verfilmung von Marco Polos Reise nach China. Nachdem er über 20000 Kilometer durch China gereist war, stellte er enttäuscht fest, daß er hier den Film nicht drehen konnte. „Nichts mehr erinnert in China an die Zeit Marco Polos. Ich werde in Siam, Indien und Persien drehen. Hier gibt es noch richtige Tempel, Elefanten und Chinesen.“ Letzteres mutet wohl etwas seltsam an, aber Fachmann ist Fachmann.

H. P.

Vom jungen Mann, der zu den großen Malern ging

Unermüdet arbeitet Johannes Wasmuth für die Kindergärten, auf vielen Reisen oder in seinem „Büro“, einem ehemaligen Stall des Kaiserlichen Hengstes in einer alten Kaserne.



Vor einiger Zeit erregte in Düsseldorf eine Kunstauktion Aufsehen, in der sich, neben vielen anderen, Namen wie Beckmann, Braque, Chagall, Kokoschka, Miró, Picasso fanden. Klangvolle Namen, doch galten Ausstellung und Auktion denen, in deren düsteren Unterkünften solche Namen keinen Klang haben, deren rissige Wände wohl nie von einem wirklichen Bild geschmückt werden.

Die Künstler hatten ihre Werke gestiftet, um aus dem Erlös der Auktion Mittel zur Errichtung von Kindergärten in Obdachlosensiedlungen zu beschaffen.

Obdachlose! Das sind die vielen Tausende, die vor den großen Städten in Baracken, alten, räderlosen Autobussen, in Bretterbuden hausen, das sind die Ausgestoßenen, mit denen niemand etwas „zu tun haben“ will, die Parias, die „Unberührbaren“ Europas. Sie leben vor unserer Tür; allein im Reg.-Bez. Düsseldorf gibt es 50000 Obdachlose (!), und es werden ständig mehr. Das sind nicht nur „Asoziale, die es nie anders haben wollten“, sondern auch Menschen wie du und ich, die wegen Erkrankung ihre Miete nicht zahlen konnten oder die durch Räumung von Werkwohnungen in die Notunterkünfte gedrängt wurden – und damit nun vor ihrer Umwelt „gezeichnet“ sind als „die aus den Baracken“, „die, mit denen man nicht spricht“, „die, vor denen man sich in acht nehmen muß“ . . . Ob du in einer solchen Lage noch den Mut hättest, an dich selbst zu glauben und nicht aufzugeben? Und welchen Sinn hätte das schließlich, da du gefangen bist im Wall der Vorurteile, du – ein „Barackennensch“? Da schließt du dich fester in diese bittere Schicksalsgemeinschaft der Obdachlosen, wirst voller Mißtrauen gegen jene „bessere Welt“, die dich verworfen hat. Und die Hoffnungslosigkeit zerfrißt dich selbst – und macht dich „asozial“.

Und die Kinder dort? Nun, seht sie euch doch an: schmutzig, vielleicht sogar verlaust, in der Schule taugen sie nichts, . . . und wer weiß, wer weiß. Nein, meine Kinder dürfen nicht spielen mit solchen . . .!“ Daß die Barackenkinder in der Schule oft nicht die besten sind, kann nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß in den dünnwandigen Baracken große Familien in einem oder in zwei Räumen zusammengepfercht sind. Und wo Resignation und Bitterkeit die Eltern zermürben ist kein gutes Wachstumsklima für Kinderseelen. Die Isolation verbaut auch ihnen jeden Anschluß an gute Arbeits- und Lebensmöglichkeiten. Ihr Schicksal scheint von vornherein besiegelt.

Gewiß, man hat manche Obdachlose aus ihren Löchern herausgeholt in neue, helle, besondere Wohnblocks. Was taten sie dort? Lebten weiter in Schmutz und Unordnung, zerschlugen die neuen Möbel zu Brennholz . . . „Na, seht ihr, sie wollen ja gar nicht anders!“ Nein, seht, einer jahrelang gestoßenen, getretenen Menschenseele kann man nicht helfen mit einem „gnädigen“ Almosen! Da können nur Geduld und Liebe heilen. Und diese Menschen, die durch unsere Gleichgültigkeit, durch unsere Verachtung zermürbt wurden, brauchen kein Almosen, sie haben Anspruch auf unsere Hilfe. Aber unsere Glaubwürdigkeit haben wir bei ihnen vielfach verscherzt.

Kinder sind unzerstörbar. Sie glauben dort, wo ihnen Vertrauen entgegenkommt. Deshalb faßte der Düsseldorfer Johannes Wasmuth den Plan, Kindergärten für diese Kinder zu bauen, durch die ihnen der Kontakt zu der „normalen“

Umwelt möglich wird. Johannes Wasmuth reiste durch die Lande und bat die Künstler um ihre Werke – und die Künstler gaben. Architekten entwarfen Pläne, eine Stadt schenkte einen Baugrund, und Johannes Wasmuth rüttelte an die Herzen von Stadt- und Landesvätern, bis sie ihre Säckel öffneten: Der Bau der ersten Kindergärten in Bonn und Mönchengladbach wird im Dezember und im Januar beendet.

In den Kindergärten werden viele Kinder zum erstenmal ihre Schulaufgaben in Ruhe anfertigen können; sie werden spielen mit Menschen aus der „anderen Welt“, die sich ihnen doch verbunden fühlen; sie werden etwas von Hygiene und Ordnung kennenlernen und dies vielleicht mit einigem Stolz in ihre Familien tragen. Sie werden damit verbindend wirken zwischen ihren Eltern und der geordneten Welt und so den grausamen Teufelskreis durchbrechen. Wer das Vertrauen der Kinder gewonnen hat, wird auch das Vertrauen der Eltern finden, denn die Verbindung der Kinder zu ihren Eltern ist meist sehr eng.

Doch die Kindergärten sind auch erst ein Beginn. Die mannigfachen schönen Aufgaben, menschliche und beruflich-gesellschaftliche Entfaltung zu ermöglichen, können nur gelöst werden durch weitergreifenden, vertrauensvollen Kontakt von Mensch zu Mensch.

Johannes Wasmuth hat deshalb vor allem junge Leute aufgerufen zu Patenschaften für die Kinder. Und es gibt schon viele solcher junger „Paten“, die ihre kleinen Freunde aus den Baracken in geordneten Familien- und Arbeitsverhältnissen Anschluß finden lassen. Dabei sind die „Paten“ durchaus nicht nur die Gebenden: Durch die Urwüchsigkeit dieser Kinder, ihre Anspruchslosigkeit und Aufnahmebereitschaft werden sie zu Belohnenden, schaffen einen segensbringenden Ausgleich zu unserem oft allzu zivilisierten Dasein.

Daß die „Barackenjugend“, einmal in rechter Weise angesprochen, sich besonders für soziale Berufe interessiert, beweist, daß ihr trauriges Schicksal ihr Mitempfinden und ihr Verantwortungsbewußtsein nicht ersticken konnten. So werden sie selbst wieder zu Helfern ihrer Brüder und Schwestern und geben uns ein Beispiel.



Als der berühmte französische Pantomime Marcel Marceau während eines Deutschlandbesuches von der Kindergartenaktion hörte, ließ er sich auf der Stelle Pinsel und Farben bringen und malte dieses „Selbstporträt“, seine Figur des „bip“, für die Auktion.

Andrea Schmidt



Filmschauspieler dürfen so sein

Kurzgeschichte von Christian Bock

Herr Neumann ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, und er sitzt eines Tages in irgendeinem ganz gewöhnlichen Café, als ein hochberühmter Filmschauspieler das ganz gewöhnliche Café betritt.

Alle Gäste des Cafés erkennen ihn sofort. Der Zufall will es, daß der berühmte Filmschauspieler an Herrn Neumanns Tisch tritt und ihn fragt, ob hier noch ein Platz frei sei.

Alle Gäste des Cafés beneiden Herrn Neumann, und sie beneiden ihn noch mehr, als der Filmschauspieler zum allgemeinen Erstaunen mit dem ganz gewöhnlichen Herrn Neumann ein Gespräch anfängt. Wenn Hoheiten früher so etwas taten, nannte man sie leutselig.

Herr Neumann, der zu allererst etwas verlegen war, hat inzwischen entdeckt, daß der Filmschauspieler im Leben gar nicht so bedeutende Sachen sagt wie im Film, nein, man kann sich auf ganz gewöhnliche Art mit ihm unterhalten. Eigentlich ist es ein phantastischer Zufall, daß nicht nur irgendein Filmschauspieler, sondern gerade dieser Filmschauspieler an seinen Tisch gekommen ist, denn Herr Neumann hat etwas auf dem Herzen. „Wissen Sie“, sagt er, „Sie ahnen ja nicht, wie ich unter Ihnen leide!“ „Sie leiden unter mir?“ fragte der Filmstar verblüfft.

„Ja“, sagt Herr Neumann, „ich meine, Sie wissen davon gar nichts. Es ist nämlich so: Meine Frau, die schwärmt immer so für Sie, und sie findet, Sie sehen immer so elegant aus und sind so klug und charmant und weiß ich was – ich meine, ich komme da natürlich nicht gegen an.“

Der Filmschauspieler lächelt: „Aber ich bitte Sie, das ist im Film, das ist meine Rolle! Ihre Gattin verwechselt das mit der Wirklichkeit, das müssen Sie ihr doch klarmachen können.“ „Ach?“ sagt Herr Neumann mit einer resignierenden Geste, „haben Sie eine Ahnung von den Frauen! Wenn ich nur mal eine Kartoffel auf den Teppich verliere oder mich sonst danebennehme – ich kriege immer Sie unter die Nase gerieben! Sie können mir glauben, manchmal denke ich, an Ihnen geht nochmal unsere Ehe kaputt!“

Der Filmschauspieler sieht auf die Uhr. „Wissen Sie was, Herr Neumann, ich gehe jetzt mal mit Ihnen nach Hause.“

Herr Neumann sieht ihn fassungslos an. „Ja“, sagt der gefeierte Filmschauspieler, „was halten Sie davon: Ich komme jetzt mit Ihnen, und dann benehme ich mich fleghaft. Niemals mehr wird Ihre Frau mich Ihnen vor die Nase halten!“

„Das ist gut!“ sagt Herr Neumann, „das ist gut!“

Frau Neumann fällt aus allen Wolken, als ihr Mann mit dem berühmten Filmschauspieler eintritt. Sie verliert fast die Sprache. Bevor sie zusammen ins Wohnzimmer gehen, wirft der Filmschauspieler in der Diele lässig seinen Zigarettenrest hin und tritt ihn mit dem Fuß aus. „Na“, sagt er, „das macht wohl nichts.“ „Aber ich bitte Sie“, sagt Frau Neumann eifrig, „das macht doch gar nichts!“ Dann trinken Sie zusammen Kaffee, und der Filmschauspieler nimmt jede Gelegenheit wahr, sich danebenzubenehmen. Er schwappt Kaffee auf das Tisch-tuch, er stopft sich ein halbes Stück Torte auf einmal in den Mund, kaut schmatzend und rülpst. Herr Neumann beobachtet seine Frau gespannt und schadenfroh.

Als sich die Wohnungstür hinter dem berühmten Gast geschlossen hat, sagt Frau Neumann: „Nein, das hätte ich ja nie gedacht!“

„Nicht wahr?“ sagt Herr Neumann. „Nein, wirklich!“, sagt Frau Neumann. „Ich hätte nie gedacht, daß er so natürlich ist – einfach großartig! Jetzt bewundere ich ihn noch viel mehr!“

Herr Neumann sinkt geschlagen in den erstbesten Sessel.



Schnell das Fenster zu! Da kommt noch mehr Silvesterbesuch!

8... 9 - noch einen, dann ist Neujahr!

Dressierte Silvesterkarpfen

Das alte Jahr liest Zeitungen

„Guten Tag“, sagte das alte Jahr. Der Pikkolo hilft ihm aus dem Pelz. Dann läßt es sich die Silvesternummern der Tageszeitungen mit dem Jahresrückblick kommen, bestellt einen steifen Grog, setzt sich in eine Ecke des Lokals und beginnt zu lesen.

Das alte Jahr hat heuer etwas früher Schluß gemacht. Bevor es abreist, will es noch sehen, was die Menschen mit den dreihundertfünfundsichzig Tagen angefangen haben, die es ihnen als Darlehen zur Verfügung gestellt hat.

Zunächst studiert es noch einmal sämtliche Reden, die vor zwölf Monaten anlässlich seiner Geburt gehalten wurden. Befriedigt stellt es fest, daß es den Kredit nicht leichtsinnig gewährt hat. Die Projekte, mit denen man damals an es herantreten war, hatten sämtlich Hand und Fuß und waren ausnahmslos vernunft-garantiert.

Dabei denkt das alte Jahr an seinen Vorgänger. Es ist froh, daß es sich von diesem greinenden, ewig nörgelnden Greis nicht beeinflussen ließ. Wäre es nach ihm gegangen, hätte die Welt keinen neuen Tag, keine weitere Stunde bekommen.

Dann wendet es sich den dreihundfünfzig Wochen zu und überprüft eingehend jeden einzelnen Tag...

Darüber bestellt es einen zweiten und einen dritten Grog. Aber seine Laune wird mit jedem neuen Glas schlechter. Beim vierten kommen ihm die ersten ernsthaften Bedenken, und nach dem fünften ist endlich kein Zweifel mehr möglich. Von all ihren vielen Versprechungen haben die Menschen nicht eine, aber auch nicht eine einzige gehalten. Nichts ist auf der Welt besser geworden. Die Verhältnisse sind haarsträubender denn je. Das zur Verfügung gestellte Zeitkapital, das endlich zu einer Sicherheit über den Augenblick hinaus verhelfen sollte, wurde vertan und in Grund und Boden gewirtschaftet.

Als das alte Jahr das erkennt, wird es wütend. „Das ist betrügerischer Bankrott!“ schreit es. Haut mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser springen und präsentiert den Menschen – fest entschlossen, eine Prolongation unnachgiebig abzulehnen – den Jahreswechsel.

Im selben Augenblick ist auch schon das neue Jahr da. Es ist ein freundlich lächelndes Milchgeseicht, das sich über jeden Böllerschuß und jedes zerbrochene Sektglas freut. Es spielt mit Konfetti, wirft Papierschlängen und ist von dem Empfang, den man ihm bereitet, begeistert. Gerührt lauscht es den tausend Versprechungen, die man ihm zum Klang der Silvesterglocken allerorten macht, und glaubt dem alten Nörgelgreis, der in seiner Ecke gedruckte Jahresrückblicke schwingt und schimpft, kein Wort. Im Gegenteil. Das neue Jahr findet die Menschen äußerst fashionable. Es sagt ihnen sofort seine vollste Unterstützung für alle ihre Bemühungen zu, die auf eine Verbesserung der allgemeinen Lage hinzielen und mit denen sie gleich morgen beginnen wollen. „Das einzige, was die Menschen brauchen, ist Zeit“, denkt es. Und da es gerade dreihundertfünfundsichzig funkelneue Tage besitzt, stellt es sie ihnen uneingeschränkt zur Verfügung.

Die Menschen sind von ihrem neuen Jahr begeistert und loben es über den grünen Klee. Das alte aber, das in seiner Ecke auf soviel Unverstand laut schimpfend seine Groggläser zu Splintern verarbeitet, packt der Kellner beim Kragen.

„Wir sind eine anständige Wirtschaft“, knurrt der, „bei uns wird nicht randaliert!“ Und setzt es an die frische Luft.

Gerd Angermann

Allen Lesern und Freunden unserer Zeitschrift ein gutes, neues Jahr! Verlagsleitung und Redaktion